

Mathias Sandorf.

Dritter Band

Jules Verne

Mathias Sandorf.

Dritter Band

Jules Verne

I. Das Präsidio von Ceuta.

Am 21. September, drei Wochen nach den zuletzt erzählten Ereignissen, deren Schauplatz Catania gewesen war, dampfte eine Yacht – es war der »Ferrato« – von einer nordöstlichen Brise getrieben, zwischen derjenigen Spitze Europas, die im spanischen Lande englisches Eigenthum ist, und dem Vorgebirge von Almina, die auf marokkanischem Gebiete spanischer Besitz ist, eilig dahin. Vier Distanzpunkte zählt man von einem Vorgebirge zum anderen. Wenn man der Götterlehre Glauben beimessen darf, war es Hercules gewesen, der, ein Vorgänger des Herrn von Lesseps, sie für den Strom des atlantischen Meeres schuf, indem er mit einem Keulenschlage diesen Theil des mittelländischen Peripels spaltete.

Pointe Pescade hätte es gewiß nicht verabsäumt, seinen Freund Kap Matifu auf den im Norden liegenden Felsen von

Gibraltar und auf den Felsen Hacho im Süden aufmerksam zu machen. Calpe und Abyla sind die beiden Säulen, welche noch den Namen von Kap Matifu's berühmtem Ahn tragen. Kap Matifu hätte, wenn er dabei gestanden, zweifellos dieses Kraftstück nach Verdienst belobt, ohne daß der Neid sein bescheidenes und anspruchsloses Gemüth bewegt haben würde. Der provençalische Hercules hätte sich ganz gewiß vor dem Sohne Jupiter's und der Alkmene gebeugt.

Allein weder Kap Matifu noch Pointe Pescade befanden sich unter den Passagieren der Dampfyacht. Der Eine hatte noch den Genossen zu pflegen und daher mußten Beide auf Antekirtta zurückbleiben. Sollte später ihre Hilfe benöthigt werden, so sollten sie mittelst Depesche herbeigerufen und auf einem der »Electrics« schnell übergesetzt werden.

Der Doctor und Peter Bathory befanden sich allein an Bord des »Ferrato«, der vom Kapitän Köstrik als erstem, von Luigi als

zweitem Lieutenant befehligt wurde. Die letzte Expedition, die sich nach Sicilien richtete und den Zweck verfolgte, die Spuren von Sarcany und Silas Toronthal ausfindig zu machen, hatte keinen Erfolg gehabt, weil Zirone dabei den Tod gefunden. Es handelte sich jetzt also darum, die Fährte wieder aufzufinden und zu diesem Zwecke mußte Carpena gezwungen werden, zu sagen, was er von Sarcany und seinen Genossen wußte. Da der Spanier, zur Galeerenarbeit verurtheilt, in das Präsidio von Ceuta gebracht worden war, so mußte er dort aufgesucht werden, denn nur hier konnte man sich mit ihm in Verbindung setzen.

Ceuta ist eine kleine, befestigte Stadt, ein Gegenstück zu dem spanischen Gibraltar; sie liegt auf den östlichen Abhängen des Berges Hacho und Angesichts ihres Hafens manövrirte noch am besagten Tage gegen neun Uhr Morgens in der Entfernung von weniger als drei Meilen von der Küste unsere Yacht.

Es gibt im ganzen Mittelmeer keinen belebteren Punkt als diese Stelle, welche der Mund dieses Meeres genannt werden muß. Dort empfängt es die Gewässer des atlantischen Oceans. Hier hinein segeln die Tausende von Schiffen, die aus dem nördlichen Europa und den beiden Amerikas kommen und welche in die Hunderte von Häfen dieses ungeheuren Bassins das vielgestaltige Leben bringen. Dort hinein und hinaus dampfen die großen transatlantischen Dampfer und die Kriegsschiffe, welchen das Genie eines Franzosen einen Hafen im indischen Ocean und in der Südsee geöffnet hat. Es gibt schwerlich etwas Malerischeres, als diese schmale Wasserstraße, welche durch die so verschieden geformten Gebirge führt. Im Norden zeichnen sich die Umrisse der Sierras von Andalusien ab. Im Süden, auf der prächtig ausgezackten Küste, vom Kap Spartel an bis zum Vorgebirge Almina ragen die schwarzen Hörner der Bullonen, der Affenberg, die höchsten Gipfel der »sieben Brüder« empor. Zur rechten und zur linken Seite erscheinen malerische

Städte, so Tarifa, Algesiras, Tanger, Ceuta; sie bauen sich im Hintergrunde der Buchten auf und werden von den untersten Stufen der Gebirge flankirt; ihre Häuserreihen dehnen sich über die niedrig gelegenen Ufer aus, zu deren Schutz die riesigen Felsenmauern hinter ihnen emporstreben. Zwischen diesen beiden Gestaden, unter den Kielen der dahinsausenden Dampfer, deren Curs weder Wasser noch Wind aufhält, unter dem Tuch der Segelschiffe, welche die westlichen Winde mitunter zu hunderten an der Mündung in den atlantischen Ocean festhalten, entwickelt sich eine buntfarbige, stets wechselnde Wasserfläche, hier erscheint sie grau und aufrührerisch, dort blau und ruhig und durchfurcht von den Kämmen, welche die Linie der Gegenströmungen mit ihren durchbrochenen Zick-Zacks markiren. Kein Mensch kann dem Reize dieser erhabenen Schönheiten gegenüber unempfindlich sein, welche die beiden Erdtheile, Europa und Afrika, in dem Doppelpanorama der Meerenge von Gibraltar, von Angesicht zu Angesicht entfalten.

Der »Ferrato« näherte sich schnell der afrikanischen Küste. Die gekrümmte Bai, in deren Hintergrunde Tanger sich verbirgt, schloß sich bereits, während der Felsen von Ceuta um so sichtbarer wurde, je mehr die Küste jenseits des Golfes von Tanger eine Wendung nach Süden machte. Man sah ihn sich nach und nach isolieren, gerade wie ein umfangreiches Eiland, das am Fuße eines Kaps auftaucht und durch einen schmalen Isthmus an das Festland gefesselt wird. Oberhalb, in der Gegend des Gipfels des Hacho-Berges, erschien eine kleine Schanze; sie ist aus einer römischen Citadelle entstanden und in ihr sind unablässig Beobachtungsposten zu finden, welche den Auftrag haben, die Meerenge und namentlich das marokkanische Gebiet zu überschauen, in welchem Ceuta nur eine Enklave bildet.

Um zehn Uhr Morgens warf der »Ferrato« im Hafen oder vielmehr zwei Ankerlängen vor dem Landungsquai, den die Wogen in ihrer vollen Breite und mit ihrem ganzen Ungestüm peitschen, die Anker aus. Ceuta

besitzt nur eine forensische Rhede, welche der Brandung des mittelländischen Meeres ausgesetzt ist. Glücklicherweise finden die Schiffe, da sie westlich von Ceuta nicht ankern können, einen zweiten Ankerplatz auf der anderen Seite des Felsens, der ihnen vor den Landwinden Schutz gewährt.

Sobald die Sanitätsbehörde an Bord gewesen, die Papiere oberflächlich eingesehen worden waren, ließ sich der Doctor, begleitet von Peter, in der ersten Mittagsstunde auf das Festland bringen; er landete an einem kleinen Quai, am Fuße der Stadtmauer. Daß das Ziel dieser Reise darauf hinauslief, sich Carpena's zu bemächtigen, unterlag keinem Zweifel. Doch wie wollte der Doctor es erreichen? Er wußte es vorläufig selbst nicht, darüber wollte er sich erst nach Inspicirung der Oertlichkeiten entscheiden und es schließlich den Umständen anheimgeben, ob der Spanier mit Gewalt entführt oder ihm die Entweichung aus dem Präsidio von Ceuta erleichtert werden sollte.

Diesmal bemühte sich der Doctor keineswegs, sein Incognito zu bewahren – im Gegentheil. Die Beamten, die an Bord gekommen waren, hatten sofort das Gerücht von der Ankunft der berühmten Persönlichkeit ausgesprengt. Wer im ganzen arabischen Lande, von Suez bis zum Kap Spartel, kannte nicht, wenigstens vom Hörensagen, den gelehrten Taleb, der jetzt zurückgezogen auf seiner Insel Antekirtta im Meere der Syrten lebte? Auch die Spanier bereiteten ihm, ebenso wie die Marokkaner, einen lauten Empfang. Da auch der Besuch des »Ferrato« nichts weniger als untersagt war, so zögerten viele Boote nicht, bei ihm anzulegen.

Dieses geräuschvolle Wesen, das seine Ankunft hervorbrachte, paßte ersichtlich in den Kram des Doctors. Seine Berühmtheit sollte diesmal seinem Vorhaben zu Hilfe kommen. Peter und er bemühten sich also durchaus nicht, sich der Neugierde des Publikums zu entziehen. In einem offenen Wagen, den das erste Hotel in Ceuta gestellt hatte, wurde zuerst die Stadt besichtigt mit

ihren engen, von traurigen Häusern
eingerahmten Straßen, Häusern, denen
weder Farbe noch irgend eine in die Augen
fallende Eigenthümlichkeit zu Eigen war;
hier und dort zeigten sich kleine Plätze, auf
denen staubbedeckte, magere Bäume
sproßten, welche verdächtig aussehende
Wirthshäuser beschatteten, ein oder zwei
Regierungsgebäude, welche wie Kasernen
aussahen – mit einem Worte Originelles gab
es hier nicht zu sehen, vielleicht mit
Ausnahme des maurischen Stadtviertels,
aus welchem die Farbentöne noch nicht
ganz verschwunden waren.

Gegen drei Uhr gab der Doctor Befehl, ihn
zu dem Gouverneur zu fahren, dem er einen
Besuch abstatten wollte – ein Act ganz
natürlicher Aufmerksamkeit von Seiten
eines so distinguirten Fremden.

Der Gouverneur war natürlich keine
Civilperson. Ceuta ist vor allen Dingen eine
Militärkolonie, sie zählt ungefähr
zehntausend Seelen, Officiere und
Soldaten, Kaufleute, Fischer oder Matrosen

für die Küstenfahrzeuge; in der Stadt selbst wohnen fast ebenso viele Leute wie auf dem Streifen Landes, dessen Verlängerung nach Osten hin den ganzen Besitz Spaniens ausmacht.

Ceuta wurde damals vom Oberst Guyarre regiert. Dieser höhere Officier hatte unter seinem Befehle drei Bataillone Infanterie, die zur Continentalarmee gehörten und ihre afrikanische Zeit durchzumachen hatten, ein Strafreiment, das ständig in der kleinen Kolonie stationirt war, zwei Batterien Artillerie, eine Compagnie Geniesoldaten, ferner eine Compagnie Mohren, deren Familien ein besonderes Viertel bewohnen. Die Zahl der Sträflinge beläuft sich auf fast zweitausend.

Um von der Stadt zur Residenz des Gouverneurs zu gelangen, mußte der Wagen außerhalb der Umwallung eine chaussee Straße einschlagen, welche die spanische Enclave bis zu ihrem östlichen Ende begleitet.

Der schmale Streifen Landes zu beiden Seiten dieser Straße, der von dem Fuße der Gebirge und den Sümpfen, die das Meer zurückgelassen, eingeschlossen wird, ist, Dank der Thätigkeit der Bewohner, gut unterhalten, die tapfer gegen die schlechte Beschaffenheit des Bodens angekämpft haben. Weder Feldfrüchte jeglicher Gattung noch Obstbäume fehlen dort; man muß allerdings berücksichtigen, daß es dort auch Arbeitskräfte im Ueberflusse gibt.

Die Deportirten werden nämlich nicht nur vom Staate beschäftigt, sei es in den speciellen Werkstätten, sei es bei den Befestigungen oder auf den Landstraßen, deren Unterhaltung fortgesetzte Pflege erfordert, oder selbst bei der städtischen Polizei, wenn sie es durch ihre gute Führung dahin bringen, Beamte zu werden, welche überwachen und zugleich überwacht werden. Auch Private können diese Sträflinge, welche in Ceuta zwanzig Jahre oder mehr abzumachen haben, unter gewissen, vom Gouvernement erlassenen Bestimmungen für sich anstellen.

Während seiner Besichtigung von Ceuta hatte der Doctor bereits Sträflinge gesehen, welche sich ohne Aufsicht durch die Straßen bewegten, namentlich solche, welche häusliche Arbeiten auszuführen hatten; in einer viel größeren Anzahl mußte man sie außerhalb der Wälle, auf den Chausseen und Feldern zu Gesicht bekommen.

Es war vor allen Dingen wichtig, zu erfahren, zu welcher Kategorie des Sträflingspersonals in Ceuta Carpena gehörte. Der Plan des Doctors mußte eine wesentlich einfachere Form annehmen, wenn der Spanier ohne Aufsicht bei Privatleuten zu arbeiten hatte, als wenn er als Gefangener für Rechnung des Staates thätig war.

»Da seine Verurtheilung erst aus der jüngsten Zeit datirt, sagte der Doctor zu Peter, so ist es leider wahrscheinlich, daß er sich noch nicht der Vortheile erfreut, die älteren Gefangenen in Folge ihrer guten Führung zugestanden werden.

– Und wenn er angeschlossen worden ist?
fragte Peter.

– So wird seine Entführung um so
schwieriger werden, antwortete der Doctor.
Und doch muß sie geschehen, sie soll auch
geschehen!«

Inzwischen rollte der Wagen, gezogen von
den kurz trabenden Pferden, sanft auf der
Landstraße einher. In der Entfernung von
zweihundert Metern außerhalb der
Befestigungen arbeitete eine größere Zahl
von Sträflingen unter der Leitung von
Aufsehern des Präsidio, an der Betonirung
der Straße. Es waren an fünfzig Leute, die
Einen zerklopften die Steine, die Anderen
breiteten sie über die Straße aus, wieder
Andere drückten sie mittelst Walzen in den
Erdboden hinein. Der Wagen des Doctors
hatte, um den Theil des Weges, der
ausgebessert wurde, zu umgehen, einen
kleinen Nebenweg einzuschlagen.

Plötzlich ergriff der Doctor den Arm
Peter's.

»Er!« sagte er leise.

Ein Mann stand da, einige zwanzig Schritt vor seinen Gefährten auf den Griff seiner Spitzhacke gelehnt.

Es war Carpena.

Der Doctor hatte den Salzarbeiter aus Istrien nach fünfzehn Jahren in seinem Sträflingsanzuge eben so schnell erkannt, wie Maria Ferrato ihn in seiner maltesischen Kleidung in den Gassen des Manderaggio erkannt hatte. Dieser Sträfling, zu faul und ungeschickt zu jeder Arbeit, war selbst in den Arsenalen des Präsidio nicht zu verwerthen gewesen. Auf der Landstraße Steine zerklopfen, zu dieser rauhen Arbeit paßte er noch gerade.

Das Wiedererkennen war trotzdem nur einseitig, denn Carpena erkannte in dem Doctor schwerlich den Grafen Sandorf wieder. Er hatte diesen nur flüchtig gesehen im Hause des Fischers Andrea Ferrato, in dem Augenblick, als er die Polizisten

herbeiführte. Aber auch er hatte wie Jedermann von der Ankunft des Doctors vernommen. Dieser weitberühmte Doctor – Carpena wußte es wohl – war die Persönlichkeit, über welche Zirone während ihrer Unterhaltung bei den Polyphemosklippen an der sicilischen Küste mit ihm gesprochen hatte, dieses der Mann, dem vor Allen zu mißtrauen Sarcany anempfahl, dieses der Millionär, um dessen willen Zirone's Bande den mißlungenen Handstreich auf die Casa Inglese unternahm.

Was ging wohl in dem Geiste Carpena's vor, als er sich unerwartet dem Doctor gegenüber sah? Welche Vorstellung bedrückte wohl sein Gehirn mit jener dringlichen Beständigkeit, die gewisse photographische Procedures charakterisirt? Es wäre das schwer zu sagen gewesen. Jedenfalls fühlte der Spanier plötzlich, daß sich der Doctor seiner Person mit Hilfe einer Art moralischen Uebergewichts ganz und gar bemächtigte, daß sein eigenes Selbst vor dem Doctor in Nichts aufging,

daß ein fremder Wille, der stärker war als der seinige, ihn ohnmächtig machte. Er wollte sich ermannen, es ging nicht: er mußte vor diesem übermächtigen Einflusse zurückweichen.

Der Doctor hatte seinen Wagen halten lassen und fuhr fort, Carpena mit einer durchdringenden Stetigkeit anzublicken. Der leuchtende Punkt in seinen Augen brachte in dem Gehirn Carpena's eine befremdliche, unwiderstehliche Wirkung hervor. Die Sinne des Spaniers verdummten nach und nach. Seine Augenlider blinzelten und schlossen sich; sie gingen in ein krampfhaftes Zittern über. Sobald das Bewußtsein ganz verschwunden war, fiel Carpena auf den Straßenrand nieder, ohne daß seine Genossen irgend etwas von der Scene bemerkt hätten. Er war in einen magnetischen Schlaf verfallen, aus dem ihn Keiner von ihnen hätte ziehen können.

Der Doctor ließ nun den Wagen nach der Residenz des Gouverneurs zu weiterfahren. Die Scene hatte überdies kaum eine halbe

Minute gedauert. Niemand hatte beobachten können, was soeben zwischen dem Spanier und ihm vorgegangen war. – Niemand, mit Ausnahme Peter Bathory's.

»Jetzt gehört der Mensch mir, sagte der Doctor, und ich kann ihn zwingen ...

– Uns Alles zu sagen, was er weiß? fragte Peter.

– Nein, das nicht, wohl aber Alles zu thun, was ich verlange, und zwar unbewußt. Beim ersten Blick, den ich auf diesen Elenden geworfen habe, habe ich gefühlt, daß ich sein Meister werden, meinen Willen an Stelle des seinigen setzen kann.

– Trotzdem der Mann nicht krank ist?

– Glaubst Du denn, daß die Wirkungen der Hypnose sich nur bei Nervenkranken zeigen? Nein, Peter, gerade die Irrsinnigen sind die unbrauchbarsten Medien. Im Gegentheil, das Subject muß einen Willen haben und nur die Umstände kamen mir zu

Hilfe, indem sie mich in diesem Carpena eine vorzüglich sich meinem Willen fügende Natur finden ließen. Er wird so lange im Schlafe versunken sein, bis ich selbst mich bewogen fühlen werde, diesen Schlaf enden zu lassen.

– Gut, aber welchen Zweck hat dieser Schlaf, da es doch unmöglich ist, Carpena in diesem Zustande von dem sprechen zu lassen, was uns zu wissen wünschenswerth erscheint, erwiderte Peter.

– Richtig, sagte der Doctor, und es ist sehr klar, daß ich ihn nicht etwas sagen lassen kann, was ich selbst nicht weiß. Aber wohl steht es in meiner Macht, ihn zu zwingen, es zu thun, und wann es mir gefallen wird, es ihn thun zu lassen, ohne daß sein Wille sich dem zu widersetzen wagen wird. Zum Beispiel morgen, übermorgen, in acht Tagen, in sechs Monaten, selbst wenn er in einem wachenden Zustande sich befindet. Wenn ich will, daß er das Präsidio verläßt, so wird er es verlassen!

– Das Präsidio verlassen, frei ausgehen?
fragte Peter ganz betroffen ... Erst müssen
seine Wächter das doch gestatten! Der
Einfluß der Eingebung kann doch nicht bis
dahin gehen, daß seine Kette gelöst, das
Bagnothor geöffnet, eine unübersteigbare
Mauer übersteigbar wird ...?

– Nein, Peter, antwortete der Doctor, ich
kann ihn allerdings nicht dazu zwingen, zu
thun, was ich selbst nicht würde
unternehmen können, und aus diesem
Grunde unternehme ich den Besuch beim
Gouverneur von Ceuta.«

Der Doctor Antekirrt übertrieb in keiner
Weise. Diese Eingebungsfacta im
hypnotischen Zustande sind jetzt erwiesen.
Die Arbeiten und Beobachtungen von
Charcot, Brown-Séquard, Azam, Richet,
von Dumontpallier, Maudsley, Hack Tuke,
Rieger und vielen anderen Gelehrten lassen
in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr
aufkommen. Der Doctor hatte während
seiner Reisen im Orient Gelegenheit
gehabt, die merkwürdigsten Vorgänge zu

verfolgen und diesem Zweige der physiologischen Wissenschaft einen reichen Beitrag von neuen Beobachtungen zugewendet. Er war also in diesen phänomenalen Erscheinungen sehr bewandert und ebenso in den Wirkungen, welche sich aus ihnen ergaben. Selbst mit einer großen Dosis suggestiver Macht begabt, deren Wirkung er in Kleinasien oft erprobt hatte, baute er darauf, mit Hilfe eben dieser Macht sich Carpena's bemächtigen zu können, da der Zufall ihm gezeigt hatte, daß der Spanier auf den hypnotischen Einfluß reagirte.

Wenn aber der Doctor in Zukunft Herr über Carpena sein, wenn er ihn handeln lassen wollte, wann und wie es ihm beliebte, dadurch, daß er ihm seinen eigenen Willen einflößte, so war es unumgänglich nothwendig, daß der Gefangene sich frei bewegen konnte, sobald der Augenblick gekommen sein würde, ihn diese oder jene That begehen zu lassen. Zu diesem Zwecke mußte die Vollmacht des Gouverneurs eingeholt werden. Der Doctor hoffte

dieselbe von Oberst Guyarre zu erlangen, denn nur auf diese Weise konnte man den Spanier ausgeliefert erhalten.

Zehn Minuten später langte der Wagen am Eingange zu den großen Kasernen an, welche sich fast an der Grenze der Enclave erheben, und fuhr an der Residenz des Gouverneurs vor.

Der Gouverneur Guyarre war von der Anwesenheit des Doctors Antekirtt in Ceuta schon unterrichtet. Diese berühmte Persönlichkeit wurde durch den Ruf, den ihm seine Talente und sein Vermögen eintrugen, wie ein auf Reisen befindlicher Herrscher angesehen. Daher empfing der Gouverneur ihn und seinen jungen Genossen Peter, sobald die Fremden in den Empfangssalon geführt worden waren, mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. Vor allen Dingen stellte er sich ihnen, behufs Besichtigung der Enclave, dieses kleinen Stückchens von Spanien, das so glücklich in das marokkanische Gebiet hineingeschoben ist, völlig zur Verfügung.

»Wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten gern an, Herr Gouverneur, antwortete der Doctor auf spanisch, welche Sprache Peter ebenso beherrschte und sprach, wie der Doctor selbst. Doch ich fürchte, wir werden nicht die Zeit haben, Ihre Liebenswürdigkeit in Anspruch zu nehmen.

– Ich bitte, Herr Doctor, unsere Kolonie ist nicht groß, antwortete der Gouverneur. In einem halben Tage ist die Rundfahrt beendet. Gedenken Sie nicht, sich einige Zeit hier aufzuhalten?

– Vier bis fünf Stunden höchstens, sagte der Doctor. Ich muß heute Abend noch nach Gibraltar fahren, woselbst man mich morgen Vormittag erwartet.

– Heute Abend noch wollen Sie abreisen? rief der Gouverneur. Gestatten Sie mir auf meinem Anerbieten zu bestehen. Ich versichere Sie, Herr Doctor Antekirtt, unsere Militärkolonie verdient es, daß man sie gründlich kennen lernt. Sie haben auf Ihren Reisen gewiß viel gesehen, viel

beobachtet, aber gewiß nichts im Hinblick auf die Strafeinrichtungen. Sie dürfen mir schon glauben, daß Ceuta die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie diejenige der Volkswirthschaftler verdient.«

Man konnte es dem Gouverneur nicht übel nehmen, daß er voller Eigenliebe seine Kolonie pries. Er übertrieb aber nicht, denn das Verwaltungssystem des Präsidio von Ceuta – identisch demjenigen der Präsidien von Sevilla – wird als eine der besten Einrichtungen der Alten und der Neuen Welt angesehen, sowohl was den materiellen Zustand der Deportirten als auch ihre moralische Besserung betrifft. Der Gouverneur bestand deshalb darauf, daß ein so bedeutender Mann wie der Doctor Antekirtt seine Abreise verschob, um die verschiedenen Abtheilungen der Strafanstalt mit seinem Besuch zu beehren.

»Es wäre das leider unmöglich, Herr Gouverneur, doch heute gehöre ich Ihnen ganz und wenn Sie wollen ...

– Es ist bereits vier Uhr, meinte Oberst Guyarre, Sie werden selbst sehen, daß uns wenig Zeit bleibt ...

– In der That, antwortete der Doctor, und es thut mir das um so mehr weh, je mehr ich mich darauf gefreut habe, Ihnen die Honneurs auf meiner Yacht erweisen zu können, nachdem Sie so liebenswürdig sein wollten, persönlich mir Ihre Kolonie zu zeigen.

– Können Sie durchaus nicht Ihre Abreise nach Gibraltar um einen Tag verschieben, Herr Doctor?

– Ich könnte es sehr wohl, wenn mich nicht eine Verabredung, wie schon bemerkt, zwänge, heute Abend noch in See zu gehen.

– Das ist in der That bedauerlich, antwortete der Gouverneur, und ich bin darüber untröstlich, daß es mir nicht gelingt, Sie länger an uns zu fesseln. Doch halt! Ihr Schiff liegt im Bereiche der Kanonen meines Forts; es hängt also nur

von mir ab, es in Grund und Boden zu schießen!

– Und die Repressalien, Herr Gouverneur?
antwortete lachend Doctor Antekirtt.
Wollen Sie sich mit dem mächtigen Reiche
Antekirtta in einen Krieg einlassen?

– Ich weiß, daß ich ein gefährliches Spiel
beginnen würde, erwiderte der Gouverneur,
in demselben scherzhaften Tone
fortfahrend. Doch was würde man nicht
wagen, nur, um Sie vierundzwanzig
Stunden länger bei sich zu sehen?«

Peter, der nicht Theil an der Unterhaltung
genommen hatte, mußte glauben, der
Doctor habe selbst gegen das Ziel gefehlt,
welches er zu erreichen hoffte. Der
Entschluß, am Abend desselben Tages
Ceuta noch zu verlassen, überraschte ihn
nicht wenig. Wie wollte der Doctor es
ermöglichen, in dieser kurzen Spanne Zeit
die nothwendigen Maßregeln zu treffen,
welche die Entweichung Carpena's zur
Folge haben sollten? In wenigen Stunden

bereits mußten alle Gefangenen in das Präsidio zurückkehren, um über Nacht hinter Schloß und Riegel gehalten zu werden. Es dann noch durchzusetzen, daß dem Spanier die Möglichkeit der freien Bewegung gelassen wurde, erschien doch zum Mindesten sehr zweifelhaft.

Allerdings sah Peter andererseits auch ein, daß der Doctor einem genau zurechtgelegten Plane folgen mußte. Er hörte ihn nämlich zum Gouverneur sagen:

»In der That, Herr Gouverneur, ich bin mißgestimmt darüber, Ihnen in dieser Beziehung nicht Genugthuung geben zu können – heute wenigstens nicht. Und doch ließe sich vielleicht noch Alles zum Besten wenden?

– Wie das, Herr Doctor? Sprechen Sie, bitte.

– Da ich morgen Vormittag in Gibraltar sein muß, so ist es allerdings durchaus nothwendig, daß ich heute Abend abfahre.

Ich denke aber, daß mein Aufenthalt auf diesem englischen Felsen höchstens zwei bis drei Tage dauern wird. Heute haben wir Donnerstag und anstatt meine Reise in das nördliche Mittelmeer fortzusetzen, soll mich nichts hindern, Sonntag Früh wieder bei Ihnen in Ceuta zu sein.

– Das ginge allerdings, sagte der Gouverneur, und ich wäre Ihnen noch mehr verpflichtet als ich es schon bin. Das klingt zwar stark nach Eigenliebe. Doch gibt es wohl etwas auf dieser Welt, wo hinein sich die Eitelkeit nicht mischt? Also abgemacht, Herr Doctor, auf Sonntag denn.

– Ja, aber unter einer Bedingung.

– Welche es auch sei, ich nehme sie an.

– Daß Sie und Ihr Herr Adjutant dann bei mir, am Bord des »Ferrato«, Ihr Frühstück einnehmen.

– Ich verpflichte mich feierlichst dazu, Herr Doctor Antekirtt ... Doch ebenfalls unter

einer Bedingung.

– Wie Sie, Herr Gouverneur, nehme auch ich sie schon im Voraus an, wie sie auch lauten mag.

– Daß Sie und Herr Bathory am Sonntag bei mir zu Mittag speisen.

– Angenommen, sagte der Doctor, so zwar, daß zwischen Frühstück und Mittag ...

– Ich mit Hilfe meiner Autorität Sie alle Wunder meines Königreiches schauen lassen werde,« erwiderte Oberst Guyarre, indem er die Hand des Doctors drückte.

Peter Bathory hatte ebenfalls die ihm gewordene Einladung angenommen und verneigte sich vor dem zuvorkommenden und sehr befriedigten Gouverneur von Ceuta.

Der Doctor schickte sich nun an, sich zu verabschieden und Peter las in seinen Blicken, daß Jener sein Ziel erreicht habe.

Doch der Gouverneur bestand darauf, seine künftigen Gäste bis zur Stadt zu begleiten. Sie bestiegen also zu Dreien den wartenden Wagen und dieser lenkte in die einzige Straße ein, welche die Residenz mit Ceuta selbst verbindet.

Wenn der Gouverneur während der Fahrt die Gelegenheit ergriff, die Fremden alle mehr oder weniger angreifbaren Schönheiten der kleinen Kolonie bewundern zu lassen, wenn er von den Verbesserungen sprach, die er vom militärischen und civilistischen Gesichtspunkte aus noch einführen wollte, wenn er hinzusetzte, daß die Lage dieses alten Abyla weit werthvoller als diejenige Calpe's auf der gegenüberliegenden Küste der Meerenge sei, wenn er bestätigte, daß es möglich wäre, daraus ein zweites Gibraltar zu schaffen, welches ebenso uneinnehmbar sein würde als das der Engländer, wenn er gegen die unverschämten Worte des Mr. Ford Verwahrung einlegte, welche lauten: »Ceuta müßte den Engländern gehören,

weil Spanien nichts daraus zu machen und kaum es zu halten versteht,« wenn er sich schließlich in sehr bitterer Weise über die zähen Engländer aussprach, die nirgends den Fuß hinstellen können, ohne sich auch sofort festzusetzen, so kann man das einem Spanier schließlich nicht übel nehmen.

»Ja! rief er. Ehe sie daran denken, sich Ceuta's zu bemächtigen, sollten sie lieber bedacht sein, Gibraltar zu halten. Es gibt da noch ein Gebirge, das Spanien eines Tages ihnen auf den Kopf schütten könnte!«

Der Doctor wollte nicht fragen, wie die Spanier eine solche geologische Erschütterung hervorzubringen gedächten, und ebenso wenig diese Drohung anfechten, welche mit der ganzen Großthuerei eines Hidalgo hervorgebracht worden war. Die Unterhaltung wurde auch durch ein plötzliches Halten des Wagens unterbrochen. Der Kutscher hatte die Pferde vor einer Ansammlung eines halben Hunderts Sträflinge pariren müssen, welche die Straße versperrten.

Der Gouverneur winkte einen der die Aufsicht führenden Unterofficiere herbei. Dieser eilte sofort im vorschriftsmäßigen Schritte an den Wagen. Mit geschlossenen Absätzen und die rechte Hand an den Schirm der Mütze legend, wartete er in militärischer Haltung auf die Anrede.

»Was gibt es hier? fragte der Gouverneur.

- Wir haben einen Sträfling hier auf der Böschung schlafend gefunden, Excellenz, meldete der Aufseher. Er scheint nur eingeschlafen zu sein und trotzdem gelingt es uns nicht, ihn wach zu machen.
- Wie lange befindet er sich schon in diesem Zustande?
- Seit ungefähr einer Stunde.
- Und er schläft ununterbrochen?
- Zu Befehl, Excellenz. Er ist gerade so unempfindlich, als ob er todt wäre. Man hat ihn geschüttelt, gepikt, sogar einen

Pistolenschuß vor seinem Ohre abgefeuert:
er fühlte und hörte nichts.

– Warum hat man nicht nach dem Arzt des
Präsidio geschickt? fragte der Gouverneur.

– Ich habe nach ihm geschickt, Excellenz,
doch war er ausgegangen und bis er
zurückkommt, wissen wir nicht, was wir
mit dem Menschen machen sollen.

– Man möge ihn in das Hospital bringen.«

Der Unterofficier schickte sich schon an,
den Befehl ausführen zu lassen, als der
Doctor sich hineinmischte.

»Wollen Sie mir erlauben, Herr
Gouverneur, diesen widerspenstigen
Schläfer in meiner Eigenschaft als Arzt zu
untersuchen? Ich würde es nicht ungern
haben, mir den Mann dort in der Nähe
betrachten zu dürfen.

– Richtig, das schlägt ja in Ihr Fach,
erwiderte der Gouverneur. Ein Schurke

behandelt vom Doctor Antekirtt ... Der Mann hat in der That Glück!«

Die Herren verließen ihren Wagen und der Doctor näherte sich dem Verurtheilten, der noch auf der Böschung der Straße lag. Das Leben zeigte sich bei diesem fest eingeschlafenen Menschen nur durch einen etwas keuchenden Athem und das lebhafte Schlagen des Pulses.

Der Doctor ließ die Umstehenden etwas zurücktreten. Er beugte sich über den trägen Körper, sprach leise zu ihm und betrachtete ihn andauernd, als wollte er eine seiner eigenen Willensäußerungen auf des Spaniers Gehirn übertragen.

Dann erhob er sich und sagte:

»Es hat nichts zu bedeuten. Der Mann ist ganz einfach in einen magnetischen Schlaf verfallen.

– Ah, wirklich? sagte der Gouverneur. Das ist allerdings sehr sonderbar. Und können

Sie ihn diesem Schläfe entreißen?

– Nichts leichter als das,« antwortete der Doctor.

Er berührte die Stirn Carpena's, hob leicht dessen Augenlider empor und sagte:

»Wacht auf! ... Ich will es!«

Carpena bewegte sich, öffnete die Augen, blieb aber in dem schläfrigen Zustande. Der Doctor strich mehrere Male und in schräger Richtung mit der Hand vor dem Gesicht des Spaniers vorbei, um die Schlafsucht zu vertreiben und nach und nach entflog die Betäubung. Carpena erhob sich und ohne das Bewußtsein dessen zu haben, was vorgegangen war, begab er sich wieder in die Reihe seiner Genossen zurück.

Der Gouverneur, der Doctor und Peter Bathory bestiegen wieder den Wagen, der seine Fahrt zur Stadt fortsetzte.

»Meinen Sie nicht, fragte der Gouverneur, daß der Spitzbube etwas getrunken hat?

– Ich glaube nicht, antwortete der Doctor. Die Erscheinung sah durchaus nach Somnambulismus aus.

– Doch durch was mag sie hervorgebracht worden sein?

– Darauf kann ich beim besten Willen nichts erwidern, Herr Gouverneur. Vielleicht neigt der Mann zu solchen Zufällen? Jetzt ist er wieder auf den Beinen und vorläufig wird der Anfall nicht wiederkommen.«

Der Wagen langte bald an den Wällen an; er fuhr in die Stadt hinein, dann in schräger Richtung durch dieselbe und hielt schließlich auf einem kleinen Platze, der die Einschiffungsquais beherrscht.

Der Doctor und der Gouverneur nahmen in herzlicher Weise von einander Abschied.

»Da liegt der ›Ferrato‹, sagte der Doctor und zeigte auf die Dampfyacht, welche sich in den Wellen graziös wiegte. Sie werden doch nicht vergessen, daß Sie mir versprochen haben, am Sonntag bei mir an Bord zu frühstücken?

– Ebenso wenig als hoffentlich Sie, lieber Herr Doctor Antekirtt vergessen haben, daß Sie am Sonntag in meiner Residenz speisen wollen.

– Ich werde nicht ermangeln.«

Sie trennten sich und der Gouverneur verließ den Quai erst, nachdem er das Boot, welches die Reisenden ihrem Schiffe zuführte, hatte abstoßen sehen.

Unterwegs sagte der Doctor zu Peter, der ihn fragte, ob Alles nach seinem Wunsch verlaufen wäre:

»Ja! ... Sonntag Abend soll Carpena mit Erlaubniß des Gouverneurs an Bord des ›Ferrato‹ sein!«

Um acht Uhr verließ die Dampfyacht ihren Ankerplatz; sie dampfte nordwärts und bald war der Berg Hacho, der diesen Theil der marokkanischen Küste beherrscht, in den Abendnebeln verschwunden.

II. Ein Experiment des Doctors.

Der Passagier, dem man nichts über die Bestimmung des Schiffes, welches ihn trägt, gesagt hat, ahnt nicht, auf welchen Punkt der Erdkugel er den Fuß setzt, wenn er in Gibraltar landet.

Zuerst erblickt man den von vielen kleinen Häfen, in welchen die Schiffe anlegen können, durchbrochenen Quai, dann die Bastion einer Wallmauer, in welche ein Thor, das keinen besonderen Charakter trägt, eingelassen ist, sodann einen unregelmäßigen Platz, der von hohen, sich an die Anhöhen lehnenen Kasernen eingefast ist, schließlich ein Stückchen einer langen, schmalen, gekrümmten Straße, welche den Namen Main-Street führt.

Am Ausgange dieser Straße, deren Pflaster bei jeder Witterung feucht bleibt, inmitten

von Lastträgern, Schmugglern, Stiefelwichsern, Cigarren- und Wachsstreichhölzchenverkäufern, zwischen den Sturzkarren, Blockwagen und den mit Früchten und Feldfrüchten beladenen Karren hindurch kommen und gehen in einem kosmopolitischen Durcheinander Malteser, Marokkaner, Spanier, Italiener, Araber, Franzosen, Portugiesen, Deutsche – Vertreter fast eines jeden Völkerstammes, sogar Bürger der Vereinigten Staaten, die ganz besonders kenntlich sind an den rothen Wämmsern ihrer Fußsoldaten, den blauen der Artilleristen und an den Bäckerburschenkäpseln, welche sich nur durch ein Wunder der Equilibristik auf dem Ohre zu halten scheinen.

Man ist eben auf Gibraltar. Diese Main-Street durchschneidet die ganze Stadt, denn sie geht von dem Meerthor bis zur Porta d'Alameda. Von dort verlängert sie sich bis zur Punta d'Europa an bunten Landhäusern und grünenden Anlagen vorüber, durch Blumenparterres und Kugelgärten, Batterien mit Geschützen jeder Gattung,

Pflanzengebüschen jeder Zone. Ihre Ausdehnung beträgt viertausenddreihundert Meter, das heißt beinahe so viel, als der ganze Felsen von Gibraltar mißt, welches ein Dromedar ohne Kopf, niedergekauert im Sande von San Roque und mit in das Mittelmeer hineinhängendem Schweife zu sein scheint.

Dieser mächtige Felsblock steigt vom Festlande aus, welches er mit seinen Kanonen, mehr als siebenhundert Geschützen bedroht, deren Schlünde durch die unzähligen Schießscharten der Kasematten gähnen – die »Zähne der Greisin« schimpfen die Spanier sie – bis zu einer Höhe von vierhundertfünfundzwanzig Meter steil empor. Zwanzigtausend Einwohner, sechstausend Mann Garnison bevölkern die unteren Abhänge des Berges, ausschließlich der Vierfüßler, der berühmten »Monos«, schwanzloser Affen, Abkömmlinge der älteren Geschlechter dieses Ortes, in Wahrheit der wirklichen Eigenthümer dieses Bodens, die noch die Höhen des alten Calpe bewohnen. Von dem

Gipfel des Berges beherrscht man die Meerenge, überwacht das ganze marokkanische Gestade, auf der einen Seite das mittelländische Meer, auf der anderen den atlantischen Ocean. Die Fernröhre der Engländer bestreichen einen Umkreis von zweihundert Kilometern, innerhalb dessen sich auch nicht der kleinste und verborgenste Punkt ihrer Beobachtung entziehen kann – und wie gut beobachten sie!

Wenn glückliche Umstände es ermöglicht haben würden, daß der »Ferrato« zwei Tage früher auf der Rhede von Gibraltar hätte eintreffen können, wenn zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang der Doctor Antekirtt und Peter Bathory an dem kleinen Quai gelandet wären, das Meerthor durchschritten, die Main-Street passirt, durch das Thor von Alameda die Stadt verlassen hätten, um die schönen Gärten zu erreichen, die sich auf der linken Seite bis zur halben Höhe des Berges hinaufziehen, so würden vielleicht die im Laufe der Erzählung berichteten Ereignisse einen

schnelleren und wahrscheinlich einen wesentlich anderen Verlauf genommen haben.

Am 19. September Nachmittags nämlich saßen auf einer der hochlehnigen Holzbänke, welche die englischen Gartenanlagen zieren, im Schatten der großen Bäume, den Rücken den die Rhede bestreichenden Kanonen zugewandt, zwei Personen plaudernd, welche das Bestreben zeigten, von den dort Promenirenden nicht gehört zu werden: es waren Sarcany und Namir.

Man hat gewiß nicht vergessen, daß Sarcany mit Namir in Sicilien zusammentreffen wollte, als die Expedition nach der Casa Inglese unternommen wurde, die mit dem Tode Zirone's endete. Sarcany, rechtzeitig benachrichtigt, änderte seinen Feldzugsplan, was zur Folge hatte, daß der Doctor vergebens acht Tage hindurch mit seinem Schiffe vor Catania ankerte. Namir verließ auf die empfangenen Befehle hin unverzüglich Sicilien und kehrte nach

Tetuan zurück, woselbst sie damals hauste. Von Tetuan kam sie nach Gibraltar, wohin sie Sarcany bestellt hatte. Sie war am Abend zuvor angekommen und gedachte, am folgenden Tage abzureisen.

Namir, die wilde Genossin Sarcany's, war diesem mit Leib und Seele ergeben. Sie war es, die ihn in den Duars von Tripolis erzogen hatte, als wenn sie seine Mutter gewesen wäre. Sie hatte ihn niemals verlassen, selbst damals nicht, als er Maklergeschäfte in der Regentschaft verrichtete, wo sie durch geheime Vertraulichkeiten mit den furchtbaren Sectenanhängern des Senusismus in Verbindung stand, deren Pläne auf die Einnahme von Antekirtta hinausliefen, wie schon weiter oben gesagt worden war.

Namir war halb mit ihren Gedanken, halb mit ihren Handlungen an Sarcany durch eine Art mütterlicher Liebe geknüpft, sie war ihm vielleicht ergebener als es Zirone, sein Genosse in Freud und Leid, jemals geworden wäre. Auf ein Zeichen von ihm

hätte sie für ihn ein Verbrechen begangen, auf einen Befehl von ihm ohne Zögern den Tod auf sich genommen. Sarcany konnte also zu Namir ein unbedingtes Vertrauen haben, und wenn er sie nach Gibraltar hatte kommen lassen, so war es deshalb, weil er mit ihr von Carpena sprechen wollte, von dem er jetzt Alles zu befürchten hatte.

Diese Unterredung war die erste, welche sie seit Sarcany's Ankunft in Gibraltar mit einander hatten, sie sollte auch die einzige sein. Sie wurde in arabischer Sprache geführt.

Sarcany stellte zunächst eine Frage und die Antwort, die er empfing, betrachteten Beide jedenfalls als eine überaus wichtige, weil ihre Zukunft davon abhing.

»Sarah? ... fragte Sarcany.

– Sie ist in Tetuan gut aufgehoben, erwiderte Namir, in dieser Beziehung kannst Du beruhigt sein.

- Auch während Deiner Abwesenheit?
- Während meiner Abwesenheit ist das Haus einer alten Jüdin anvertraut, die es nicht einen Augenblick verlassen wird. Sie befindet sich wie in einem Gefängnisse; Niemand kommt zu ihr hinein, Niemand vermag zu ihr zu dringen. Sarah weiß übrigens nicht, daß sie sich in Tetuan befindet, sie weiß auch nicht, wer ich bin, nicht einmal, daß sie in Deiner Gewalt ist.
- Du sprichst doch noch immer mit ihr von der Heirat?
- Ja, Sarcany, antwortete Namir. Ich lasse es nicht dazu kommen, daß sie sich von der Idee, Deine Frau zu werden, entwöhnt, und sie wird Deine Frau werden.
- Sie muß, Namir, sie muß es, um so eher, als das Vermögen von Toronthal jetzt kein beträchtliches mehr ist ... Das Spiel war dem armen Silas nie recht hold!

– Du wirst ihn nicht mehr brauchen,
Sarcany, denn Du wirst reicher werden als
Du jemals gewesen bist.

– Ich weiß wohl, Namir, doch der äußerste
Termin, an dem meine Heirat mit Sarah
vollzogen werden muß, naht heran. Ich
brauche eine freiwillige Einwilligung
ihrerseits, und wenn sie sich weigert ...

– So werde ich sie zwingen, sich zu
unterwerfen, antwortete Namir. Ich werde
ihr ihre Einwilligung entreißen ... Du
kannst Dich auf mich verlassen, Sarcany.«

Es wäre schwer gewesen, sich eine
entschlossenerere, wildere Physiognomie
vorzustellen, als sie die Marokkanerin zur
Schau trug, während sie so sprach.

»Schön, Namir! sagte Sarcany befriedigt.
Fahre fort, gut aufzupassen. Ich werde nicht
ermangeln, Dir zu Hilfe zu kommen.

– Liegt es nicht in Deiner Absicht, daß wir
Tetuan bald verlassen? fragte die

Marokkanerin.

– Nein, so lange ich nicht dazu gezwungen werde, gewiß nicht, denn dort kennt und kann Niemand Sarah kennen. Wenn die Ereignisse mich nöthigen werden, Euch von dort fortziehen zu lassen, so werde ich Dich schon rechtzeitig benachrichtigen.

– Und nun sage mir, Sarcany, warum hast Du mich nach Gibraltar kommen lassen?

– Weil ich mit Dir über gewisse Dinge sprechen muß, die man mündlich besser erörtert als in einem Briefe.

– Erzähle, Sarcany, und wenn es sich um einen Befehl handelt, den ich ausführen soll, so wird er ausgeführt, darauf kannst Du rechnen.

– Ich will Dir sagen, wie ich stehe, antwortete Sarcany. Frau Bathory ist verschwunden und ihr Sohn ist todt. Ich habe also von Seiten dieser Familie nichts mehr zu befürchten. Frau Toronthal ist todt

und Sarah in meiner Macht. Also auch auf dieser Seite kann ich ruhig sein. Von den anderen Personen, die meine Geheimnisse kennen oder gekannt haben, ist der Eine, Silas Toronthal, mein Genosse, er steht völlig unter meiner Botmäßigkeit; der Andere, Zirone, ist bei der letzten Expedition in Sicilien umgekommen. Also von allen denen, die ich soeben genannt habe, kann Keiner sprechen und wird Keiner sprechen.

– Wen fürchtest Du also? fragte Namir.

– Ich fürchte einzig und allein die Einmischung zweier Individuen, von denen der Eine einen Theil meiner Vergangenheit kennt und von denen der Andere sich in mein jetziges Leben mehr zu mischen scheint, als es mir lieb sein kann.

– Der Eine ist Carpena? ... fragte Namir.

– Ja, antwortete Sarcany. Und der Andere ist dieser Doctor Antekirtt, dessen Beziehungen zu der Familie Bathory in

Ragusa mir von Anfang an verdächtig erschienen sind. Ich habe auch von Benito, dem Herbergsvater von Santa Grotta, vernommen, daß dieser Mann, der Millionen besitzt, mit Hilfe eines gewissen, in seinen Diensten stehenden Mannes, Namens Pescador, Zirone in einen Hinterhalt locken wollte. Der Zweck dieser Unternehmung konnte doch nur der sein, sich Zirone's zu bemächtigen – da man mich nicht bekam – um ihm seine Geheimnisse abzugewinnen.

– Das klingt nur zu wahrscheinlich, sagte Namir. Mehr als je mußst Du jetzt diesem Doctor Antekirtt mißtrauen.

– Vor allen Dingen ist es nöthig, stets zu wissen, was er thut, und namentlich, wo er sich befindet.

– Ein schwieriges Ding, Sarcany, erwiderte Namir, denn, wie ich in Ragusa gehört habe, ist er eines schönen Tages an einem Ende des Mittelmeeres, und am folgenden an einem ganz entgegengesetzten.

- Ja, dieser Mann scheint die Gabe zu besitzen, sich vervielfältigen zu können, rief Sarcany. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß ich mir ohne Weiteres mein Spiel von ihm durchkreuzen lassen werde, und wenn ich ihm bis auf seine Insel Antekirtta folgen müßte, so werde ich es ...
- Ist die Heirat einmal vollzogen, meinte Namir, so wirst Du weder von ihm, noch von sonst Jemand etwas zu fürchten haben.
- Das stimmt, Namir, aber bis dahin ...
- Bis dahin werden wir auf unserer Hut sein. Wir werden übrigens stets einen Vortheil vor ihm haben: denn wir werden stets wissen, wo er sich aufhält, während er nicht wissen kann, wo wir uns befinden. Sprechen wir jetzt von Carpena! Was hast Du von diesem Manne zu befürchten, Sarcany?
- Carpena weiß von meinen Beziehungen zu Zirone. Seit mehreren Jahren nahm er an Unternehmungen Theil, bei denen ich die

Hand im Spiele hatte, und er kann erzählen

...

– Vor allen Dingen, Carpena ist jetzt im Gewahrsam in Ceuta und zu lebenslänglicher Galeerenarbeit verurtheilt.

– Das ist es gerade, was mich beunruhigt, Namir ... Carpena kann, um seine Lage zu verbessern, um eine Begnadigung zu erhalten, Aussagen machen. Ebenso wie wir wissen, daß er nach Ceuta gebracht worden ist, wissen es Andere auch, wieder Andere kennen ihn persönlich – zum Beispiel Pescador, der sich in Malta so geschickt an ihn machte. Dieser Mann kann dem Doctor Antekirtt das Mittel an die Hand geben, bis zu ihm zu dringen. Er kann ihm seine Geheimnisse zu goldenen Preisen abkaufen. Er kann sogar versuchen, ihn aus dem Präsidio entfliehen zu lassen. Das liegt nämlich in Wahrheit so nahe, Namir, daß ich mich schon vergebens gefragt habe, warum er es bis jetzt nicht gethan hat.«

Sarcany, sehr intelligent und umsichtig wie er war, hatte genau geahnt, welches die Projekte des Doctors bezüglich des Spaniers waren; er begriff genau, wessen er sich zu versehen hatte.

Namir mußte zugeben, daß Carpena in der Lage, in welcher er sich augenblicklich befand, sehr gefährlich werden konnte.

»Warum ist er nicht lieber als Zirone dort unten verschwunden? schrie Sarcany.

– Was sich in Sicilien nicht gemacht hat, erwiderte Namir kühl, sollte sich das nicht in Ceuta bewerkstelligen lassen?«

Da war gleich die Frage, auf die von beiden Seiten gewartet wurde, klar heraus. Namir erklärte in Folgendem Sarcany, daß nichts leichter wäre, als von Tetuan nach Ceuta, so oft als sie es für wünschenswerth erachten würde, zu gelangen: An zwanzig Meilen höchstens trennen diese beiden Städte, Tetuan liegt etwas weiter in das Land hinein als die Strafkolonie, südlich von der

marokkanischen Küste. Da die Sträflinge meistens auf den Landstraßen arbeiten oder in der Stadt umhergehen können, so konnte es nicht sehr schwer fallen, mit Carpena in Verbindung zu kommen, der Namir ja kannte. Man könnte ihn glauben lassen, daß Sarcany sich für seine Flucht interessire, ihm etwas Geld zustecken oder irgend eine Beigabe zu der gewöhnlichen Kost des Häftlings. Und wenn selbst ein vergiftetes Stück Brod oder eine Frucht in Carpena's Mund gelangte, wer hätte wohl um den Tod dieses Menschen besorgt sein sollen, oder seiner Ursache nachforschen wollen?

Ein Schuft weniger im Präsidio; ein solcher Vorfall konnte den Gouverneur von Ceuta nicht im Geringsten beunruhigen. Sarcany aber hatte dann weder von dem Spanier etwas zu befürchten, noch von den Nachstellungen des Doctors Antekirtt, der interessirt war, seine Geheimnisse kennen zu lernen.

Aus dieser Unterredung ging also Folgendes hervor: Während die Einen sich

damit beschäftigten, die Entweichung Carpena's vorzubereiten, wollten die Anderen versuchen, sie dadurch zu vereiteln, daß sie den Spanier schon vor der Zeit in die Strafkolonien einer anderen Welt sandten, aus denen es keine Wiederkehr gibt.

Als Alles verabredet war, kehrten Sarcany und Namir in die Stadt zurück, wo sie sich trennten. Am selben Abend noch reiste Sarcany nach Spanien ab, um mit Silas Toronthal zusammenzutreffen, während Namir am nächsten Tage sich über die Bai von Gibraltar setzen ließ, um sich in Algesiras aus dem Packetboot einzuschiffen, welches den regulären Dienst zwischen Europa und Afrika versieht.

Gerade als der Dampfer den Hafen verließ, kreuzte er sich mit einer Vergnügungsyacht, die auf die Bai von Gibraltar lossteuerte, um in den englischen Gewässern vor Anker zu gehen.

Es war der »Ferrato«. Namir, die dieses Schiff während seines Aufenthaltes in Catania genau studirt hatte, erkannte es sofort wieder.

»Doctor Antekirtt hier! murmelte sie. Sarcany hat Recht, es schwebt Gefahr in der Luft und diese Gefahr ist nahe!«

Einige Minuten später schiffte sich die Marokkanerin in Ceuta aus. Ehe sie nach Tetuan zurückkehrte, wollte sie ihre Maßregeln treffen um sich mit dem Spanier in Verbindung setzen zu können. Ihr Plan war ein höchst einfacher, er mußte gelingen, wenn die Zeit zu seiner Ausführung hinreichte.

Die Sache lag aber doch etwas verwickelter, als Namir wissen konnte. Carpena nämlich hatte sich das Dazwischentreten des Doctors bei dessen erstem Besuch in Centa zu Nutze gemacht und sich krank gestellt; wenn er es auch nicht oder nur sehr wenig war, so hatte er es doch durchzusetzen gewußt, auf die Dauer

einiger Tage in das Hospital der Strafkolonie aufgenommen zu werden. Namir sah sich also daraus beschränkt, um das Hospital herumschleichen zu müssen, ohne bis zu ihm dringen zu können. Eines nur tröstete sie. Ebenso wie sie selbst Carpena nicht sehen konnte, konnte auch der Doctor Antekirtt und seine Agenten ihn nicht zu Gesicht bekommen. Es ist also keine Gefahr im Verzuge, überlegte sie. Eine Flucht war in der That nicht zu befürchten, so lange der Verurtheilte seine Arbeiten auf den Landstraßen der Kolonie nicht wieder ausgenommen haben würde.

Namir täuschte sich in ihren Voraussetzungen. Der Eintritt Carpena's in das Hospital gerade mußte die Pläne des Doctors fördern und höchst wahrscheinlich ihr Gelingen herbeiführen.

Der »Ferrato« warf am 22. September Abends Anker auf der Bai von Gibraltar, welche leider zu häufig von den Ost- und Südwestwinden bestrichen wird. Die Dampfyacht aber sollte dort nur bis zum

folgenden Tage, das heißt bis zum Sonnabend bleiben. Der Doctor und Peter begaben sich, sobald sie des Morgens schon an Land gegangen waren, zum Postbureau in der Main-Street, woselbst postlagernde Briefe auf sie warteten.

Der eine rührte von einem der sicilianischen Agenten des Doctors her, sein Inhalt besagte, daß seit der Abfahrt des »Ferrato« Sarcany weder in Catania, noch in Messina, noch in Syrakus aufgetaucht wäre.

Der andere war von Pointe Pescade und für Peter Bathory bestimmt; der Erstere schrieb, daß es ihm schon unendlich besser ginge, und daß die Wunde keine Spuren hinterlassen würde. Der Doctor Antekirtt könnte ihn getrost wieder in seine Dienste nehmen, sobald er es wünschte, in Gemeinschaft mit Kap Matifu, der beiden Herren seine unterthänigsten Empfehlungen als »kalt gestellter« Hercules übersende.

Ein dritter Brief endlich brachte Luigi Nachrichten von seiner Schwester Maria. Dieser Brief war weniger der einer liebenden Schwester als derjenige einer besorgten Mutter.

Wären der Doctor und Peter sechsenddreißig Stunden früher in den Gartenanlagen Gibraltar's lustgewandelt, so wären sie ebendasselbst mit Sarcany und Namir zusammengetroffen.

Dieser Tag wurde dazu benützt, die Kammern des »Ferrato« mit Hilfe von Lastkrähnen zu füllen, welche die Kohlen von schwimmenden Magazinen herbeischleppen, die auf der Rhede verankert sind. Man erneuerte auch den Vorrath an Süßwasser, theils für die Dampfkessel, theils für die Vorrathskästen und Speisekammern des »Ferrato«. Es war bereits Alles gethan, als der Doctor und Peter, welche in einem Hotel des Commercial Square gespeist hatten, an Bord zurückkehrten, in demselben Augenblick, als ein Geschütz gelöst wurde.

Dieser Schuß galt als Zeichen für die Schließung der Thore der Stadt, die dort ebenso gewissenhaft und streng gehandhabt wird, als in irgend einem Gefängnißplatze wie Norfolk oder Cayenne.

Der »Ferrato« lichtete aber an diesem Abende noch nicht die Anker. Da er höchstens zwei Stunden zur Ueberfahrt über die Meerenge brauchte, so dampfte er erst am folgenden Morgen in der achten Stunde ab. Sobald er aus dem Bereiche des Feuers der englischen Batterien gekommen war, welche ihre Uebungsschüsse so abzugeben wußten, daß sie nicht in die Breitseite des »Ferrato« schlugen, gab er voll Dampf in der Richtung auf Ceuta. Um neunundeinhalb Uhr langte er am Berge Hacho an; doch da die Brise aus Nordwesten wehte, so war an der Stelle, welche er drei Tage zuvor innegehabt hatte, kein sicherer Ankerplatz für ihn. Der Kapitän drehte deshalb auf der anderen Seite der Stadt auf einer kleinen Rhede bei, welche durch ihre Lage vor den Landwinden geschützt ist; hier wurden in

einer Entfernung von zwei Ankerlängen von der Küste die Anker geworfen.

Eine Viertelstunde später landete der Doctor an einem kleinen Molo. Namir, die ihn beobachtete, hatte jedes Manöver der Dampfyacht verfolgt. Der Doctor, welcher die Züge der Marokkanerin im Schatten des Bazars von Cattaro nur flüchtig hatte beobachten können, hätte sie kaum wiedererkannt, diese dagegen, welche den Doctor in Gravosa und in Ragusa oft genug zu Gesicht bekommen hatte, wußte genau, wer er war. Sie entschloß sich, so lange der Aufenthalt in Ceuta dauern sollte, mehr als je auf der Hut und wachsam zu sein.

Der Doctor fand bereits den Gouverneur und einen seiner Adjutanten, auf ihn wartend, am Quai vor.

»Willkommen, mein werther Gast, rief der Gouverneur. Sie sind ein Mann von Wort. Sie gehören mir nun mindestens für den ganzen Tag ...

– Ich werde Ihnen nicht eher gehören, Herr Gouverneur, als bis Sie mein Gast gewesen sind. Vergessen Sie nicht, daß das Frühstück Sie an Bord des »Ferrato« erwartet.

– Nun, wenn es wartet, lieber Herr Doctor, wäre es unhöflich, es noch länger warten zu lassen.«

Das Boot brachte den Doctor und seine Gäste an Bord zurück. Die Tafel war luxuriös gedeckt, und Alle thaten der im Eßsalon der Dampfyacht aufgetragenen Mahlzeit Ehre an.

Während des Frühstückes drehte sich die Unterhaltung vornehmlich um die Verwaltung der Kolonie, über die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, über die Beziehungen der spanischen Bewohner zu den Eingeborenen. Ganz beiläufig fühlte sich der Doctor veranlaßt, nach dem Sträfling zu fragen, den er vor zwei bis drei Tagen auf der Landstraße nach der

Residenz aus einem magnetischen Schlafe
erlöst hatte

»Er erinnert sich wohl an nichts? fragte er.

– An nichts, antwortete der Gouverneur.
Uebrigens ist er augenblicklich nicht bei
den Pflasterarbeiten thätig.

– Wo ist er denn? fragte der Doctor, etwas
beunruhigt, was aber nur Peter bemerken
konnte.

– Er befindet sich im Hospital, erwiderte
der Gouverneur. Es scheint, daß jener
Anfall seine kostbare Gesundheit etwas
angegriffen hat.

– Wer ist dieser Mann?

– Er ist ein Spanier, Namens Carpena, ein
gemeiner Mörder, wenig Ihres Interesses
Werth, Herr Doctor Antekirrt; sein Tod
wäre wahrlich kein Verlust für das
Präsidio.«

Dann kam man auf andere Dinge zu sprechen. Es paßte dem Doctor augenscheinlich nicht, des Weiteren von dem Deportirten und seinem Leiden zu sprechen, der nach einigen Tagen schon als gesund aus dem Hospital entlassen werden sollte.

Nach Beendigung des Frühstücks wurde der Kaffee auf Deck eingenommen und der Rauch der Cigarren und Cigarretten verflüchtete unter dem Zeltdache des Hinterdecks. Später bot der Doctor dem Gouverneur an, ihn sofort zu begleiten. Er gehörte jetzt ihm und wäre bereit, die spanische Enklave in allen ihren Abtheilungen zu besichtigen.

Das Anerbieten wurde mit Freuden angenommen und bis zur Stunde des Diners hatte der Gouverneur vollauf Zeit, dem berühmten Besucher der Kolonie die Honneurs zu machen.

Der Doctor und Peter Bathory wurden also gewissenhaft in der ganzen Enclave, der

Stadt und der Landschaft herumgeführt.
Kein Detail wurde ihnen geschenkt, weder
in dem Gefängnisse noch in den Kasernen.
An jenem Tage – einem Sonntage – waren
die Sträflinge natürlich ihrer gewöhnlichen
Arbeiten überhoben, der Doctor konnte sie
also unter neuen Verhältnissen beobachten.
Carpena sah er nur, als er durch einen der
Säle des Lazareths schritt; der Doctor
schien ihm keine besondere
Aufmerksamkeit zu schenken.

Dieser gedachte noch in derselben Nacht
nach Antekirtta zurückkehren zu können,
doch wollte er zuvor noch den größten
Theil des Abends beim Gouverneur
verbringen. Gegen sechs Uhr Abends betrat
er die Residenz, woselbst ein elegant
servirtes Diner ihn erwartete, das als
Gegenstück zu dem von ihm gegebenen
Frühstück am Vormittag betrachtet wurde.

Der Doctor wurde, was eigentlich
selbstverständlich ist, auf seinem
Spaziergange » intra et extra muros«
von Namir verfolgt; er ahnte wohl kaum,

daß er der Gegenstand einer so peinlichen Spionage war.

Man dinirte in sehr heiterer Laune. Einige hervorragende Persönlichkeiten der Kolonie, mehrere Officiere mit ihren Damen, zwei oder drei reiche Kaufleute waren ebenfalls gebeten worden und verbargen unschwer ihr Vergnügen, den Doctor Antekirtt sehen und sprechen hören zu können. Dieser erzählte gern und viel von seinen Reisen im Orient, durch Syrien, Arabien und Nordafrika. Dann wendete sich die Unterhaltung wieder Ceuta zu und der Doctor konnte nicht umhin, dem Gouverneur für seine verdienstvolle Verwaltung der spanischen Enclave ein lautes Lob zu sagen.

»Macht Ihnen, fügte er hinzu, die Ueberwachung der Gefangenen nicht mitunter große Sorge?

– Und warum, mein lieber Herr Doctor?

– Ich denke, diese Leute machen oftmals den Versuch zu entfliehen? Da jeder Gefangene öfter an die Bewerkstelligung seiner Flucht denkt, als seine Wächter daran, sie zu verhindern, so folgt daraus, daß der Gefangene im Vortheil ist. Ich würde wirklich nicht überrascht sein, von Ihnen zu hören, daß so manchmal Einer beim Abendappell vermißt wird.

– Niemals, antwortete der Gouverneur, niemals! Wohin sollten diese Flüchtlinge auch gehen? Der Weg über das Meer ist ihnen vollständig abgeschnitten. In das Land hinein und unter die wilden Stämme Marokko's zu fliehen, wäre sehr gefährlich. Folglich bleiben unsere Sträflinge ruhig im Präsidio, wenn auch nicht mit großem Vergnügen, so doch aus Klugheit.

– Wenn dem so ist, so kann man Ihnen Glück wünschen, Herr Gouverneur, denn es steht zu befürchten, daß dieses Hüten von Gefangenen in Zukunft eine noch schwierigere Sache sein wird, als sie es schon ist.

– Wie ist das zu verstehen, Herr Doctor?
fragte einer der Gäste, den diese
Unterhaltung ganz besonders interessirte,
weil er der Arzt der Strafanstalt war.

– Weil, mein Herr, antwortete der Doctor,
das Studium der magnetischen
Erscheinungen große Fortschritte gemacht
hat, weil die Procedures mit Jedermann
vorgenommen werden können, weil
schließlich die Wirkungen der Suggestion
von Tag zu Tag sich vermehren und auf
nichts Kleineres hinauslaufen, als eine
Person vollständig durch eine andere zu
ersetzen.

– Wie könnte das in diesem Falle ...? fragte
der Gouverneur.

– In diesem Falle, denke ich wohl, wird es
gerathen sein, die Wächter der Gefangenen
nicht weniger überwachen zu lassen als
letztere selbst. Ich war auf meinen Reisen
häufig ein Zeuge so außerordentlicher
Vorgänge, Herr Gouverneur, daß ich von
dieser Gattung phänomenaler

Erscheinungen eigentlich Alles erwarte. Es liegt in Ihrem Interesse, nicht zu vergessen, daß, wenn ein Gefangener unter dem Einflusse eines fremden Willens unbewußt entfliehen kann, ein demselben Einflusse unterworfenen Wächter ihn nicht weniger unbewußt entfliehen lassen kann.

– Würden Sie wohl die Güte haben, uns zu erklären, worin diese überraschende Erscheinung besteht? fragte der Director der Strafanstalt.

– Sehr gern, Herr Director, an einem Beispiele werden Sie am Besten erkennen können, was ich meine, erwiderte Doctor Antekirtt. Nehmen Sie an, ein Wächter besäße eine natürliche Veranlagung, dem magnetischen oder hypnotischen Einflüsse, was dasselbe ist, zu unterliegen, und nehmen wir ferner an, daß ein Sträfling diesen Einfluß auf ihn ausübt ... Nun gut, so ist von diesem Augenblicke an der Gefangene zum Herrn über den Wächter geworden, er wird diesen thun lassen, wie es ihm gefällt, er wird ihn gehen lassen,

wohin es ihm gefällt, er wird ihn nöthigen, ihm das Thor seines Gefängnisses aufzuschließen, wenn er in ihm diese Idee wachrufen wird.

– Sehr richtig, antwortete der Director, doch kann er es nur unter einer Bedingung; er muß den Wächter vorher eingeschläfert haben ...

– Darin täuschen Sie sich, Herr Director, antwortete der Doctor. Alle Handlungen können in wachendem Zustande vorgenommen werden und trotzdem vollführt der Wächter sie unbewußt.

– Wie? Sie behaupten ...?

– Ich behaupte und will es gern beweisen, daß ein Gefangener unter Ausübung des magnetischen Einflusses zu seinem Wächter sagen kann: An dem und dem Tage, zu der und der Stunde wirst Du das und das thun, und der Wächter wird es thun! An dem und dem Tage bringst Du mir die Schlüssel zu meiner Zelle und er wird

sie bringen! An dem und dem Tage wirst Du mir das Thor des Präsidio öffnen und er wird es öffnen. An dem und dem Tage werde ich an Dir vorübergehen und Du wirst mich nicht vorübergehen sehen.

– Im wachenden Zustande?

– Vollständig wachend!«

Bei dieser Behauptung des Doctors machte sich unter den Anwesenden eine schlecht verhehlte Bewegung des Unglaubens geltend.

»Und doch ist, was der Herr Doctor sagt, vollständig richtig, schaltete hier Peter Bathory ein, ich selbst habe solch' ähnliche Erscheinungen beobachtet.

– Man kann also, fragte der Gouverneur, die Materiellität einer Person durch die Blicke einer zweiten vollständig aufheben?

– Vollständig, wiederholte der Doctor, bei gewissen Individuen kann man eine so

bedeutende Sinnennacht heraufbeschwören, daß sie Salz für Zucker, Milch für Weinessig oder gewöhnliches Wasser für Bitterwasser ansehen und genießen. Im Reiche der Illusionen oder Hallucinationen ist nichts unmöglich, das Gehirn ist jedem Einflüsse zu unterwerfen.

– Ich glaube im Sinne aller meiner Gäste zu sprechen, Herr Doctor Antekirtt, sagte der Gouverneur, wenn ich behaupte, daß man solche Dinge erst glauben kann, wenn man sie gesehen hat.

– Und dann auch nur schwer, warf einer der Anwesenden ein, der wahrscheinlich sehr mißtrauischer Natur war.

– Es ist bedauerlich, fuhr der Gouverneur fort, daß Sie nur so kurze Zeit in Ceuta bleiben. Sonst könnten Sie selbst gewiß uns gelegentlich ein solches Experiment zeigen.

– Gewiß kann ich es, antwortete der Doctor.

– Vielleicht jetzt gleich?

- Wenn Sie es wünschen, sofort.
- Wie also? ... Bitte, bestimmen Sie nur.
- Sie haben gewiß nicht vergessen, Herr Gouverneur, begann der Doctor, daß einer der Sträflinge des Präsidio vor drei Tagen auf der Straße nach der Residenz schlafend gefunden wurde und zwar war dieser Schlaf, wie ich Ihnen bereits sagte, magnetischer Natur.
- Ganz recht, bemerkte der Director der Anstalt, der Mann befindet sich jetzt im Hospital.
- Sie werden sich erinnern, daß ich es war, der ihn aufweckte, nachdem die Wächter alle möglichen Mittel, ihn aufzumuntern, vergebens angewendet hatten.
- Richtig.
- Dieses Geschehniß hat bereits zwischen mir und dem Deportirten ... wie hieß er doch gleich?

– Carpena.

– Zwischen mir und Carpena ein Band geknüpft, welches ihn vollständig meiner Eingebung unterordnet.

– Wenn er sich Ihnen gegenüber befindet.

– Nein, auch wenn wir einander nicht sehen.

– Während Sie hier in unserer Mitte und Jener im Hospital sich befindet? fragte der Gouverneur.

– Ja, und wenn Sie Befehl geben wollen, diesen Carpena freizulassen, daß man alle Thüren des Hospitals und des Gefängnisses vor ihm öffnet, wissen Sie, was er dann thun wird ...

– Nun, er wird ausrücken,« rief lachend der Gouverneur.

Sein Lachen wirkte so ansteckend, daß alle Anwesenden einstimmten.

»Nein, meine Herrschaften, erwiderte Doctor Antekirtt sehr ernst, dieser Carpena wird erst ›ausrücken‹, wenn ich es ihm befehle, und er wird nur das thun, was ich ihm zu thun vorschreibe.

– Und was zum Beispiel?

– Nun, wenn er das Gefängniß verlassen hat, will ich ihm eingeben, sich auf den Weg zu Ihrer Residenz zu machen, Herr Gouverneur.

– Hierher zu kommen?

– Hierher, an diesen Ort, wenn ich es will, und er soll darauf bestehen, Sie sprechen zu wollen.

– Mich?

– Sie, und wenn Sie darin nichts Unziemliches erblicken, will ich ihm den Gedanken eingeben, Sie für eine andere Persönlichkeit anzusehen ... nehmen wir an, für den König Alphons XII.

– Für Seine Majestät den König von Spanien?

– Ja, Herr Gouverneur, und er soll Sie bitten ...

– Um Gnade?

– Ja, um Gnade, und wenn Sie auch darin nichts Unschickliches erblicken, um das Kreuz Isabella's noch dazu.«

Ein abermaliges allgemeines Gelächter begleitete die letzten Worte des Doctors.

»Und der Mann wird wach sein, während er das thut? fragte der Director der Strafanstalt.

– So wach wie wir selbst.

– Nein! ... Nein! Es ist nicht glaubbar, nicht möglich, rief der Gouverneur.

– Machen Sie die Probe! ... Befehlen Sie, daß man Carpena jede Freiheit des Handelns lasse ... Zur größeren Sicherheit

ordnen Sie ein oder zwei Wächter ab, die ihm von fern folgen, wenn er die Anstalt verlassen hat ... Er wird Alles thun, was ich sagen werde.

– Abgemacht, und wann wünschen Sie ...

– Es ist bald acht Uhr, antwortete der Doctor, indem er seine Uhr befragte. Ginge es um neun Uhr?

– Gewiß, und nach dem Experiment ...

– Nach dem Experiment wird Carpena ruhig in das Hospital zurückkehren und nicht einmal die leiseste Erinnerung an das, was geschehen ist, zurückbehalten. Ich wiederhole Ihnen – und das ist zugleich die einzige Erklärung, welche man dem Phänomen geben kann – Carpena wird sich unter dem Einflusse der Suggestion, der Eingebung befinden, der von mir ausgeht und in Wirklichkeit ist es nicht er, der die verschiedenen Dinge ausführt, sondern ich bin es.«

Der Gouverneur, dessen Unglaube hinsichtlich dieses Phänomens offenbar war, schrieb einige Zeilen, welche dem Oberaufseher des Präsidio den Befehl ertheilten, den Sträfling Carpena sich vollständig frei bewegen zu lassen; man solle sich lediglich darauf beschränken, ihm in einiger Entfernung zu folgen. Das Billet wurde unverzüglich von einem der Adjutanten in das Gefängniß gebracht.

Da das Diner inzwischen sein Ende erreicht hatte, so erhoben sich die Gäste, und sie begaben sich auf die Einladung des Gouverneurs hin in den großen Salon.

Die Unterhaltung beschäftigte sich natürlich auch jetzt noch mit den verschiedenen Erscheinungen des Magnetismus oder Hypnotismus, welche, wie bekannt, Anlaß zu großer Meinungsverschiedenheit gegeben und ebenso viele Gläubige als Ungläubige geschaffen haben. Doctor Antekirtt erzählte, während die Kaffeetassen umherwanderten, die Cigarren und

Cigaretten ihre Rauchwölkchen verbreiteten – von solchen Dingen sind die Spanier anerkannte Liebhaber – zwanzig Vorfälle, deren Zeuge oder Veranlasser er während Ausübung seiner ärztlichen Praxis gewesen war. Diese Vorfälle waren alle wahrscheinlicher, fast unbestreitbarer Natur und dennoch schienen sie Keinen wirklich überzeugen zu können.

Er ergänzte noch seine Mittheilungen dahin, daß diese Suggestionsmöglichkeit die Gesetzgeber, Criminalisten und Magistrate sehr ernstlich werde beschäftigen müssen, da sie leicht zu verbrecherischen Zwecken ausgenützt werden könnte. Mit Hilfe dieser Gedankenübertragung könnten sich unbestreitbar Fälle ereignen oder Verbrechen begangen werden, deren Urheber zu entdecken eine Unmöglichkeit wäre.

Plötzlich, siebenundzwanzig Minuten vor neun Uhr, unterbrach sich der Doctor und sagte:

»Carpena verläßt in diesem Augenblick das Hospital.«

Eine Minute später fuhr er fort:

»Jetzt durchschreitet er das Thor des Gefängnisses.«

Der Ton, in welchem diese Worte vorgebracht wurden, verfehlte nicht, Eindruck auf die Anwesenden zu machen, nur der Gouverneur schüttelte unüberzeugt mit dem Kopfe.

Die Unterhaltung begann von Neuem, der Eine war für, der Andere gegen den Doctor, Alle sprachen auf einmal, bis der Doctor fünf Minuten vor neun Uhr noch einmal den Redeschwall unterbrach und sagte:

»Carpena steht vor der Thür der Residenz!«

Fast in demselben Augenblicke betrat ein Diener den Salon und benachrichtigte den Gouverneur, daß ein in der

Sträflingskleidung steckendes Individuum ihn dringlichst zu sprechen wünschte.

»Laß ihn eintreten,« antwortete der Gouverneur, dessen Unglaube vor der Augenscheinlichkeit der Thatsachen merklich abzunehmen begann.

Es schlug gerade neun Uhr, als Carpena sich an der Thür des Salons zeigte. Er schien Keinen der Anwesenden zu bemerken, obwohl seine Augen vollständig offen waren und ging direct auf den Gouverneur zu. Er ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und sagte:

»Sir, ich bitte um Gnade!«

Der Gouverneur, vollständig verwirrt, als wenn er selbst sich unter dem Eindrucke einer Hallucination befände, wußte nicht, was er ihm antworten sollte.

»Sie können ihm mit ruhigem Gewissen Gnade zu Theil werden lassen, sagte der

Doctor lachend. Er wird keine Erinnerung an dieselbe behalten.

– Ich begnadige Dich! antwortete der Gouverneur mit der Würde eines Königs aller Spanier.

– Wollen, Sir, nicht Ihrer Gnade das Kreuz Isabella's hinzufügen? bettelte Carpena, noch immer auf den Knien liegend.

– Ich verleihe es Dir!«

Carpena machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, daß er einen ihm von dem Gouverneur gereichten Gegenstand entgegennehme und dieses imaginäre Kreuz an seine Brust hefte. Dann stand er auf und schritt rückwärts aus dem Salon.

Diesmal folgten ihm die überzeugten Anwesenden sämtlich bis zum Thor der Residenz.

»Ich will ihn begleiten, ich will ihn in das Hospital zurückkehren sehen, rief der

Gouverneur, der mit sich selbst kämpfte, und sich hartnäckig weigerte, sich gegen seine bessere Ueberzeugung offenbar besiegt zu geben.

– Kommen Sie!« sagte der Doctor.

Der Gouverneur, Peter Bathory, Doctor Antekirtt schlugen, begleitet von mehreren anderen Persönlichkeiten, denselben Weg ein wie Carpena, welcher der Stadt zuschritt. Namir, die diesen seit seinem Fortgange aus dem Gefängniß nicht aus den Augen gelassen hatte, glitt lautlos im Schatten hinter ihnen her und beobachtete sorgsam, was vorging.

Die Nacht war ziemlich dunkel. Der Spanier schritt mit regelmäßigen Schritten, ohne zu zaudern, die Landstraße entlang. Der Gouverneur und die Personen seines Gefolges hielten sich dreißig Schritte hinter ihnen; die zwei Beamten des Präsidio, welche den Auftrag hatten, Carpena nicht aus den Augen zu lassen, befanden sich ebenfalls in seiner Begleitung.

Die Straße umgeht, während sie sich der Stadt nähert, die Bucht, welche auf dieser Seite von Ceuta einen zweiten Hafen bildet. Auf dem unbeweglich scheinenden, dunklen Gewässer erzitterte der Widerschein von zwei oder drei Lichtern. Sie drangen aus den Cajütenfenstern und rührten von den Signallaternen des »Ferrato« her, dessen Formen sich flüchtig und von der Dunkelheit bedeutend vergrößert vom Horizont abhoben.

Als Carpena dem Schiffe gegenüber sich befand, verließ er plötzlich die Straße; er wendete sich nach rechts, wo mehrere Klippen wohl an zwölf Fuß das Meer überragen. Eine Geste des Doctors, die von Niemandem gesehen worden war – vielleicht auch nur eine bloße Willensäußerung – hatte den Spanier bewogen, seine Wegrichtung zu ändern.

Die Aufseher bezeugten große Lust, ihre Schritte zu beschleunigen, um Carpena einzuholen und ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen. Doch der Gouverneur, der

wohl wußte, daß nach dieser Seite hin ein Entweichen unmöglich war, winkte ihnen, zurückzubleiben.

Carpa war auf einer der Klippen stehen geblieben, als wenn eine unsichtbare Macht ihn auf dieser Stelle festgebannt hätte. Wenn er hätte die Füße heben, die Beine in Bewegung setzen wollen, so würde er es nicht gekonnt haben. Der Wille des Doctors fesselte ihn an den Erdboden.

Der Gouverneur beobachtete ihn einige Augenblicke, dann sich an seinen Gast wendend, sagte er:

»Wohlan, mein lieber Herr Doctor, ob man nun will oder nicht, man muß sich vor dieser Augenscheinlichkeit besiegt erklären.

– Sie sind also jetzt überzeugt, Herr Gouverneur, wirklich überzeugt?

– Ja, sehr überzeugt davon, daß es Dinge gibt, an die man ohne Ueberlegung glauben darf. Jetzt, Herr Doctor Antekirt,

veranlassen Sie, daß der Mann den Gedanken faßt, unverzüglich in das Präsidio zurückzukehren. Alphons XII. befiehlt es!«

Der Gouverneur hatte kaum den Satz beendet, als Carpena jäh, ohne einen Schrei auszustoßen, sich in die See stürzte. War es ein Zufall? War es eine selbstständige, freiwillige That? Gelang es ihm, durch irgend einen glücklichen Umstand sich der Macht des Doctors zu entziehen? Niemand hätte es sagen können.

Die Herren liefen auf die Felsen, während die Wächter zum Niveau einer kleinen Bucht hinabliefen, welche das Meer an dieser Stelle ausgehöhlt hat. Von Carpena keine Spur. Einige Fischerboote kamen in aller Eile herbeigefahren ebenso die der Dampfyacht ... Unnützes Bemühen: Man fand nicht einmal den Leichnam des Deportirten wieder, die Strömung hatte ihn wahrscheinlich in die See hinausgespült.

»Ich bedaure lebhaft, Herr Gouverneur, sagte der Doctor Antekirtt, daß unser Experiment einen so tragischen Ausgang genommen hat, der unmöglich vorauszusehen war.

– Wie erklären Sie sich nun diesen Zwischenfall? fragte der Gouverneur.

– Daß es bei der Ausübung dieser Willensübertragung, deren Macht Sie nicht mehr leugnen können, noch Unterbrechungen gibt. Dieser Mann ist mir, woran ich nicht zweifle, einen Augenblick entschlüpft und, sei es in Folge eines Schwindelanfalles, sei es in Folge eines anderen Umstandes, von der Höhe der Klippen heruntergestürzt. Es ist das bedauerlich, denn wir haben in ihm ein wahrhaft kostbares Medium verloren.

– Wir haben einen Schuft verloren, nicht mehr,« erwiderte der Gouverneur philosophisch.

Das war die ganze Leichenrede, welche dem Gedächtnisse Carpena's zu Ehren gehalten wurde.

Der Doctor und Peter Bathory verabschiedeten sich jetzt vom Gouverneur. Sie mußten noch vor Tagesanbruch nach Antekirtta in See gehen und so beeilten sie sich, ihrem Wirthe für den freundlichen Empfang zu danken, der ihnen in der spanischen Kolonie zu Theil geworden war.

Der Gouverneur drückte dem Doctor herzlich die Hand, wünschte ihm eine glückliche Ueberfahrt, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, seinen Besuch zu wiederholen, dann kehrte er in die Residenz zurück.

Man wird vielleicht der Meinung sein, daß Doctor Antekirtt soeben das Vertrauen des Gouverneurs von Ceuta gemäßbraucht hatte. Schön, man möge seine Haltung bei diesem Vorfalle verurtheilen und kritisiren! Aber man wolle auch nicht vergessen, weder, welchem Vorhaben Graf Mathias

Sandorf sein Leben gewidmet hatte, noch was er eines Tages gesagt: »Tausend Wege – ein Ziel!«

Was soeben geschehen, war einer der tausend Wege, die eingeschlagen werden mußten, um dieses eine Ziel zu erreichen.

Einige Augenblicke später hatte ein Boot des »Ferrato« den Doctor und Peter an Bord zurückgebracht. Luigi empfing sie an der Falltreppe.

»Jener Mensch? ... fragte der Doctor.

– Ihrem Befehle gemäß erwartete unser Boot ihn am Fuße der Klippen und nahm ihn auf, sobald er heruntergestürzt war. Er ist in eine der Cabinen des Vorderdecks eingeschlossen worden.

– Er hat nichts geäußert? ... fragte Peter.

– Wie hätte er sprechen sollen? ... Er hat wie im Traum gehandelt und empfindet nicht das Bewußtsein seiner Handlungen.

– Gut! meinte der Doctor. Ich habe gewollt, daß Carpena von den Klippen in das Meer fällt und er ist gefallen! ... Ich habe gewollt, daß er einschläft und er schläft ... Wenn ich es werde haben wollen, daß er aufwacht, wird er aufwachen! ... Jetzt, Luigi, lasse die Anker lichten und fröhliche Fahrt!«

Die Maschine war unter Druck, die Anker schnell aufgewunden. Einige Augenblicke später hatte der »Ferrato« die hohe See gewonnen und steuerte auf Antekirtta zu.

III.Siebzehn Mal.

»Siebzehn Mal?

– Siebzehn Mal.

– Ja! ... Roth hat siebzehn Mal gepaßt.

– Ist es möglich!

– Es scheint nicht möglich, und doch ist es so.

– Und die Spieler waren darauf versessen?

– Mehr als Neunmalhunderttausend Franken Gewinn für die Bank!

– Beim Roulette oder Trente et Quarante?

– Beim Trente et Quarante.

– Seit fünfzehn Jahren hat man das hier nicht gesehen.

– Seit fünfzehn Jahren, drei Monaten und vierzehn Tagen, erwiderte kühl ein alter Spieler, der zu der ehrenwerthen Klasse der Rupfer gehörte. Ja, mein Herr, und – ein merkwürdiger Umstand – es war im Hochsommer, am 16. Juni 1867 ... Ich kann etwas davon erzählen.«

So ungefähr lauteten die Ausrufe und Unterhaltungen, welche in dem Vestibül und bis in den Säulengang des Fremden-Cirkels in Monte Carlo hinein am Abend des dritten October, acht Tage nach dem Entweichen Carpena's aus der spanischen Strafanstalt laut wurden.

Inmitten dieser Menge von Spielern, Männern und Frauen jeder Nationalität, jedes Alters, jedes Standes erhob sich ein Geschwirr der Begeisterung. Man hätte am liebsten das Roth so bejubelt, wie man ein den *Grand Prix* eroberndes Pferd auf den Rennplätzen von Epsom und Longchamps feiert. Für diese Nomaden-Bevölkerung, welche die alte und die neue Welt täglich über das kleine Fürstenthum Monaco

ergießen, hatte die Serie von siebzehn Mal ungefähr die Bedeutung eines politischen Ereignisses, welches das europäische Gleichgewicht aus der Lage bringt.

Man wird es gern glauben wollen, daß diese außergewöhnliche Hartnäckigkeit des Roth zahlreiche Opfer auf dem Schlachtfelde zurückließ, der Geldvorrats der Bank belief sich auf eine beträchtliche Summe. Fast eine Million, so sagte man in den verschiedenen Gruppen – woraus man schließen kann, daß fast die Gesammtheit der Gruppen von dieser beträchtlichen Summe in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Zwei Fremde namentlich hatten dem Moloch des grünen Tisches einen ansehnlichen Betrag opfern müssen. Der Eine, sehr kühl und in schroffer Haltung, obwohl auch er von großen Erregungen durchtobt war, deren Spuren sein bleiches Gesicht noch aufwies, der Andere mit empörten Mienen, mit in Unordnung gerathenen Haaren und den Blicken eines

Irrsinnigen oder Verzweifelten, stiegen sie soeben die Stufen der Vorhalle hinunter, um sich in dem Schatten zu verlieren, der über der zum Taubenschießen hergerichteten Terrasse lag.

»Mehr als viermalhunderttausend Franken kostete uns diese verwünschte Serie, rief der Aeltere.

– Sie können getrost viermalhundertunddreizehntausend sagen, gab der Jüngere zurück mit dem Tone eines Cassiers, der soeben ein größeres Additionsexempel gemacht hat.

– Jetzt bleiben mir nur noch knapp zweimalhunderttausend Franken, fing der erste Spieler von Neuem an.

– Einmalhundredsiebenundachtzigtausend nur, antwortete der Andere mit seinem unerschütterlichen Phlegma.

– Ja! ... nur! ... von den zwei Millionen, die ich noch hatte, als Sie mich zwangen, Ihnen

zu folgen.

– Eine Million,
siebenhundertfünfsiebzigttausend
Franken.

– Und das innerhalb zweier Monate.

– Eines Monats und sechzehn Tage.

– Sarcany! rief der Aeltere, den die
Kaltblütigkeit seines Genossen nicht
weniger aufregte als die ironische
Genauigkeit seiner Zahlenangaben.

– Was soll's, Silas?«

Silas Toronthal und Sarcany waren es also,
die soeben diesen Wortwechsel mit
einander hatten. Seit ihrer Abreise aus
Ragusa, in der kurzen Zeit von drei
Monaten, waren sie an den Ruin gelangt,
oder wenigstens nahe daran. Sarcany,
nachdem er den ganzen Antheil, den er als
Lohn seines erbärmlichen Verrathes
empfangen, vergeudet hatte, war nach

Ragusa gekommen, um mit seinem alten Genossen wieder anzuknüpfen. Beide hatten mit Sarah die Stadt verlassen und Silas Toronthal war dann von Sarcany auf die Bahnen des Spieles geleitet worden. Die Abwechslungen die dasselbe mit sich bringt, hatten in äußerst kurzer Zeit sein Vermögen klein gemacht. Man kann wohl sagen, daß es Sarcany nicht schwer wurde, aus dem einstigen Bankier, der ja von jeher ein kühner Speculant gewesen war und mehr als einmal in finanziellen Abenteuern, wo der Zufall der einzige Führer war, seine Situation auf's Spiel gesetzt hatte, aus diesem einstigen Bankier einen Spieler zu machen, einen regelmäßigen Besucher der Cercles und der Spielhöllen.

Wie hätte Silas Toronthal auch widerstehen sollen? Befand er sich nicht gegenwärtig mehr als je unter der Herrschaft seines ehemaligen tripolitanischen Maklers? Wenn es auch manchmal heftige Auftritte und Empörungen gab, so verstand es Sarcany trotzdem, ihn mit unwiderstehlicher Macht an sich zu fesseln. Der Elende war schon so

weit gesunken, daß ihm die moralische Kraft, sich aufzuraffen, vollständig abging, Sarcany beunruhigte sich nicht im Geringsten über diese Anwandlungen Toronthal's, sich seinem Einflusse zu entziehen. Dieses Brutale seiner Antworten, das Unbestreitbare in seiner Logik brachten Silas Toronthal bald wieder unter das gewohnte Joch zurück.

Als die beiden Verbündeten unter Umständen, die man gewiß nicht vergessen haben wird, Ragusa verlassen hatten, war es ihre erste Sorge gewesen, Sarah in einem sicheren Gewahrsam bei Namir unterzubringen. In der Abgelegenheit von Tetuan, das sich in das Grenzgebiet Marokko's verliert, wäre es sehr schwer, wahrscheinlich aber unmöglich gewesen, sie zu entdecken. Dort, so hatte sich die unbeugsame Genossin Sarcany's vorgenommen, wollte sie den Willen des jungen Mädchens zu brechen und ihr die Einwilligung zu ihrer Ehe mit Sarcany zu entreißen suchen. Unerschütterlich in ihrer Weigerung, sich stärkend an der Erinnerung

an Peter, hatte das junge Mädchen bis dahin hartnäckig sich dessen geweigert. Doch würde sie es auch in Zukunft können?

Sarcany hatte inzwischen nicht aufgehört, seinen Genossen anzufeuern, die Chancen des Spieles zu erproben, obwohl er selbst sein eigenes Vermögen dadurch verloren hatte. In Frankreich, Italien und Deutschland, in den großen Centren, wo der Zufall in allen Formen sein Wesen treibt, an der Börse, auf den Rennplätzen, in den Spielclubs der Hauptstädte, in den Curorten wie in den Seebädern, gab Silas Toronthal der Verführung Sarcany's nach und die Folge war, daß sein Vermögen schnell auf einige hunderttausend Franken zusammenschmolz. Während der Bankier sein eigenes Geld wagte, riskirte Sarcany nur das des Bankiers und durch diesen doppelten Abgang näherten sich Beide ihrem Ruine mit verdoppelter Schnelligkeit. Die Karte schlug beständig gegen sie und deshalb versuchten sie das Glück auf jedem Felde. Die Baccarataillen kosteten sie schließlich den größten Theil der Millionen,

die aus den Gütern des Grafen Sandorf stammten und das Hotel im Stradone zu Ragusa mußte daher schleunigst verkauft werden.

Nachdem sie sich in verdächtige Spielzirkel gewagt, in denen das » *Rien ne va plus*« der Croupiers mit dem » *corriger la fortune*« Hand in Hand geht, betraten sie als letzte Station und um sich ein wenig zu rehabilitiren den Weg zur Roulette und zum Trente et Quarante. Wenn sie auch hier ebenso wie früher ausgeplündert wurden, so hatten sie wenigstens die Genugthuung, daß nur ihr eigener Starrsinn sie antrieb, gegen die ungleichen Glückszufälle zu kämpfen.

Aus diesem Grunde befanden sich die Beiden bereits seit drei Wochen in Monte Carlo. Sie verließen kaum die Spieltische des Clubs, versuchten die unfehlbarsten Coups, besetzten die widerspänstigsten Felder, studirten die Drehungen des Cylinders der Roulette, denn in der letzten Viertelstunde des Dienstes ermattet gewöhnlich die Hand des Croupiers, sie

rechneten das Maximum der durchaus nicht herauskommen wollenden Nummern aus, hörten die Rathschläge gedienter Schlepper an, welche zu Spielprofessoren geworden waren, machten allerhand nur mögliche Versuche und gebrauchten die nichtssagendsten Zauberformeln, welche den Spieler zwischen das Kind, welches seine Vernunft noch nicht hat, und den Idioten, der sie auf immer verloren, rangiren. Wenn man nur noch sein Geld auf's Spiel gesetzt hätte, aber nein, man schwächte auch seinen Geist, indem man sich bemühte, die dümmsten Combinationen zu erfinden und man stellte seine persönliche Würde in dieser Vertraulichkeit bloß, welche das Zusammensein mit dieser sehr gemischten Gesellschaft Allen auferlegt.

Kurz, in Folge jenes Abends, der im Kalender von Monte Carlo roth angestrichen werden sollte, in Folge ihres Eigensinnes, gegen eine Serie von siebzehnmal Roth im Trente et Quarante zu kämpfen, blieb den beiden Kumpanen nur

die bescheidene Summe von zweihunderttausend Franken in Händen. Das heißt mit anderen Worten, das Elend nahte mit Riesenschritten.

Doch wenn sie auch beinahe ruiniert waren, so hatten sie doch noch nicht die Vernunft verloren, und während sie auf der Terrasse plauderten, konnten sie einen Spieler wahrnehmen, der mit entblößtem Haupte durch den Park lief und schrie:

»Er dreht sich noch! ... Er dreht sich noch!«

Der Unglückliche bildete sich ein, er hätte auf eine Nummer gesetzt, die herauskommen sollte, doch der Cylinder habe, von einem phantastischen Taumel ergriffen, sich immer weiter gedreht und drehe sich noch bis ans Ende aller Dinge ... Der Aermste war wahnsinnig.

»Haben Sie sich endlich beruhigt, Silas? fragte Sarcany seinen Compagnon, der sich nicht mehr zu fassen wußte. Lernen Sie von diesem Unsinnigen, daß man nie den Kopf

verlieren soll ... Wir haben kein Glück gehabt, das ist leider wahr, aber die Chance wird wieder eine günstigere für uns werden, weil sie es werden muß und ohne daß wir den Finger zu rühren brauchen ... Wir wollen uns gar nicht bemühen, die Chancen zu verbessern. Es ist dies gefährlich und übrigens unnütz ... Man kann nun einmal keine Karte anders schlagen lassen, wenn sie schlecht schlägt und ebenso wenig kann man sie anders fallen lassen, wenn sie sich günstig wendet ... Wir wollen unsere Zeit abwarten, und wenn sie da sein wird, so werden wir das Glück kühn an unser Spiel fesseln.«

Hörte Silas Toronthal diese Rathschläge – dumme Rathschläge, wie alle Begründungen, wenn es sich um ein Spiel des Zufalls handelt? Nein! Er war vollständig geknickt und hatte augenblicklich den einen Wunsch: der Herrschaft Sarcany's entgehen, fliehen, so weit fliehen zu können, daß seine Vergangenheit sich nicht wieder an ihn wagen dürfte. Doch solche Anfälle von

eigenen Willensäußerungen konnten in diesem unselbständigen, haltlosen Gemüthe nicht lange anhalten. Silas wurde überdies auch von seinem Complicen nicht aus den Augen gelassen. Ehe Sarcany ihn sich selbst überließ, mußte er seine Heirat mit Sarah vollzogen sehen. Dann wollte er sich von Silas Toronthal gern trennen, ihn vergessen und sich nicht einmal daran erinnern, daß dieses schwache Geschöpf jemals gelebt, daß Beide jemals ihre Hand in einer und derselben Sache im Spiele gehabt hatten. Bis dahin aber mußte der Bankier von ihm abhängig sein.

»Wir sind heute zu unglücklich gewesen, Silas, begann Sarcany von Neuem, als daß die Chancen für uns nicht bessere werden sollten ... Morgen muß uns das Glück hold sein!

– Und wenn ich das Wenige, was ich noch besitze, verliere? warf Silas Toronthal ein, der vergebens sich bemühte, den erbärmlichen Rathschlägen sein Ohr zu verschließen.

– So wird uns Sarah Toronthal noch erhalten bleiben, antwortete Sarcany lebhaft. Sie ist und bleibt das beste Atout in unserem Spiele. Es ist unmöglich, dieses zu übertrumpfen.

– Ja! ... Morgen! ... Morgen!« rief der Bankier, dessen Sinne sich in der Verfassung befanden, in welcher ein Spieler seinen Kopf riskirt.

Beide kehrten in ihr Hotel zurück, das halben Weges auf der Straße gelegen war, welche von Monte Carlo nach der Condamine hinabführt.

Der Hafen von Monaco, den man vom Vorgebirge Focinana bis zum Fort Antoine rechnet, besteht aus einer ziemlich offenen Rhede, welche den nordöstlichen und südöstlichen Winden ausgesetzt ist. Er rundet sich zwischen dem Felsen, der die Hauptstadt des kleinen Fürstenthums trägt, und dem Plateau ab, auf welchem die Hotels, die Landhäuser und das Etablissement von Monte Carlo errichtet

sind, am Fuße des herrlichen Mont Agal, dessen Gipfel in einer Höhe von elfhundert Metern einen großartigen Ueberblick über die Gestade Liguriens gewährt. Die von zwölfhundert Einwohnern bevölkerte Stadt ähnelt einem Tafelaufsatze, der auf den imposanten, von drei Seiten vom Meere bespülten Felsentisch von Monaco gestellt ist und fast verschwindet unter dem ewigen Grün der Palmen, Granaten, der Sycomoren, Pfefferbäume, Orangen, Citronen, Eucalypten, der Geraniumzwergebäume, Aloen, Myrthen, Mastixbäume, der Palme Christi, die hier und dort in einem wunderbaren Durcheinander erblühen.

Auf der anderen Seite des Hafens macht Monte Carlo der kleinen Hauptstadt Platz mit ihrem merkwürdigen Gemisch von Wohnhäusern, die sich über alle Vorsprünge des Berges ziehen, mit ihren schmalen, hügeligen, im Zick-Zack angelegten Straßen, die bis zur Straße der Corniche hinaufführen, welche auf halber Höhe des Gebirges schwebt, mit ihrem Schachbrett

von ewig blühenden Gärten, ihrem
Panorama von Landhäusern jeden Stiles,
von Villen jeder Gattung, von denen einige
buchstäblich über den stets klaren Wogen
dieses Busens des Mittelmeeres hängen.

Zwischen Monaco und Monte Carlo, im
Hintergrunde des Hafens, von der Küste bis
zur Einengung des buchtenreichen Thales,
welches die Gebirgsgruppe trennt, breitet
sich eine dritte Stadt aus, die Condamine.

Ueber ihr zur Rechten erhebt sich ein
wuchtiger Berg, sein dem Meere
zugewendetes Profil hat ihm den Namen
des Hundskopfes eingebracht. Auf diesem
Kopfe, der fünfhundertzweiundvierzig
Meter hoch ist, erhebt sich jetzt ein Fort,
welches das Recht hat, sich für
uneinnehmbar zu halten. Es bildet zugleich
auf dieser Seite die Grenze des
Fürstenthums Monaco.

Von der Condamine nach Monte Carlo
können Wagen über eine herrliche Rampe
passiren. Auf ihrem oberen Theile erheben

sich abgesonderte Baulichkeiten und Hotels; in einem von diesen wohnten Silas Toronthal und Sarcany. Von den Fenstern ihrer Zimmer konnte der Blick über die Condamine und bis über Monaco hinausschweifen. Der Hundskopfberg mit seinem Bulldoggesicht, der das mittelländische Meer wie eine Sphinx die libysche Wüste zu befragen scheint, schnitt die weitere Fernsicht ab.

Sarcany und Silas Toronthal hatten sich in ihre Gemächer zurückgezogen. Dort legten sich Beide die Situation zurecht, natürlich Jeder von seinem Gesichtspunkte. Sollte es den Wechselfällen des Spieles gelingen, das Gemeinsame ihrer Interessen zu durchbrechen, welches sie nun schon seit fünfzehn Jahren so eng verband?

Sarcany fand in seinem Zimmer einen Brief vor, der aus Tetuan kam; er erbrach sofort das Siegel.

In wenigen Zeilen schrieb ihm Namir über zwei wichtige Dinge, welche sein höchstes

Interesse herausforderten: erstens berichtete sie den Tod Carpena's, der im Hafen von Ceuta im Anschluß an ganz eigenthümliche Vorfälle ertrunken war; sodann das Erscheinen des Doctors Antekirtt auf jenem Punkte der afrikanischen Küste, die Beziehungen, welche er zu dem Spanier gehabt hatte und sein unmittelbar darauf erfolgtes Verschwinden.

Als Sarcany den Brief gelesen, öffnete er das Fenster seines Zimmers. Sich über die Brüstung lehnend, bemühte er sich mit unstäten Blicken seine Gedanken zu sammeln.

»Carpena todt? ... Gelegener konnte er wahrhaftig nicht sterben! ... Jetzt sind seine Geheimnisse mit ihm ertrunken! ... Von dieser Seite also habe ich nichts zu befürchten! ... In dieser Beziehung kann ich nun beruhigt sein! ...«

Dann wendeten sich seine Gedanken dem zweiten Theile des Briefes zu:

»Um so bedenklicher ist das Erscheinen des Doctors Antekirtt in Ceuta! ... Wer mag dieser Mann eigentlich sein? ... Ich würde im Grunde genommen nach Allem, was bisher geschehen, wenig überrascht sein, wenn ich finden würde, daß dieser Doctor bei allen mich angehenden Dingen mehr oder weniger die Hand im Spiele hat ... In Ragusa hatte er Beziehungen zu der Familie Bathory! ... In Catania stellte er Zirone einen Hinterhalt! ... In Ceuta war es wahrscheinlich seine Einmischung, welche Carpena das Leben gekostet hat! ... Er war also in der Nähe von Tetuan, doch scheint er nicht dorthin gegangen zu sein, auch scheint er keine Kenntniß von Sarah's Aufenthalt zu haben. Ihre Auffindung wäre allerdings der furchtbarste Schlag für mich gewesen, er kann aber noch immer eintreten! ... Wir wollen sehen, ob es nicht gerathen ist, den Schlag zu pariren, nicht nur für die Zukunft, sondern auch für jetzt. Die Senusisten werden bald die Herren von der ganzen Cyrenäis sein und nur einen Meerarm zu durchschiffen haben, um sich auf Antekirtta zu werfen ... Sollte man sie

dazu veranlassen müssen, so soll es an mir nicht fehlen! ...«

Daß sich verschiedene dunkle Punkte am Horizonte Sarcany's zeigten, war klar. Bei der schmutzigen Machination, die er Schritt für Schritt verfolgte, angesichts des Zieles, welches er erreichen wollte und dem er sich nahe genug befand, konnte das kleinste Steinchen des Anstoßes ihn so zu Boden schmettern, daß er das Aufstehen vergaß. Nicht nur das Dazwischentreten des Doctors Antekirtt war geeignet, ihn zu beunruhigen, sondern auch die gegenwärtige Lage von Silas Toronthal, sie begann ihm ernstliche Sorgen zu bereiten.

»Ja, sprach er bei sich weiter, wir sind an die Mauer gedrückt! ... Morgen geht es um das Ganze! ... Entweder die Bank oder wir werden gesprengt! ... Wenn auch Toronthal's Ruin den meinigen nach sich zieht, so hat das weiter nicht viel zu sagen, ich werde mir schon weiterhelfen! ... Aber Silas! Das ist etwas Anderes. Dann wird er gefährlich, er kann sprechen, das

Geheimniß aufdecken, auf welchem allein noch meine Zukunft beruht! ... War ich bisher sein Gebieter, so kann es dann vielleicht umgekehrt kommen!«

Die Situation war genau die, wie sie Sarcany zeichnete. Er konnte sich über den moralischen Werth seines Gefährten keinen Illusionen hingeben. Er selbst hatte ihm ja einst die besten Lehren gegeben: Silas Toronthal würde schon verstehen, Nutzen aus ihnen zu ziehen, wenn er nichts mehr zu verlieren hätte.

Sarcany fragte sich also, was zu thun am gescheidtesten wäre. Er war so versunken in sein Nachdenken, daß er nichts von dem sah, was am Eingange zum Hafen von Monaco, wenige hundert Fuß unter ihm, vorging.

In der Entfernung einer halben Ankerlänge von der Küste glitt ein langes, weder Mast noch Schornstein zeigendes spindelförmiges Fahrzeug an der Oberfläche des Meeres dahin, welche sein

Rumpf kaum um zwei oder drei Fuß überragte. Bald, nachdem es sich langsam dem Vorgebirge Focinana genähert hatte, unterhalb dessen das Taubenschießen von Monte Carlo stattfindet, suchte es im Schutze der Brandung ein ruhigeres Fahrwasser auf. Sodann löste sich eine leichte, aus Eisenblech geformte Jolle ab, die wie einkrustirt in die Flanke des fast unsichtbaren Schiffes gewesen war. Drei Männer nahmen in ihr Platz. Einige Ruderschläge brachten sie bald an eine niedrige Uferstelle, an der zwei von ihnen ausstiegen, während der dritte die Jolle an das Schiff zurückführte. Einige Augenblicke später war das geheimnißvolle Fahrzeug, das seine Anwesenheit weder durch ein Signalfeuer noch durch ein Geräusch verrathen hatte, in der Dunkelheit verschwunden, ohne eine Spur von seinem Kielwasser zu hinterlassen.

Sobald die beiden Männer das Ufer verlassen hatten, gingen sie am Saume der Klippen entlang dem Bahnhofs zu. Dann lenkten sie in die Avenue des Spelugues

ein, welche die Gärten von Monte Carlo umschließt.

Sarcany hatte nichts bemerkt. Seine Gedanken führten ihn in diesem Augenblicke von Monaco fort fern nach Tetuan hin ... Doch ging er nicht allein dorthin, sein Genosse wurde von ihm gezwungen, ihn zu begleiten.

»Silas ... mein Herr? wiederholte er bei sich, Silas sollte mit einem Worte mich hindern können, mein Ziel zu erreichen? ... Niemals! ... Wenn das Spiel uns morgen das nicht wiedergibt, was es uns genommen hat, so werde ich mich schon darauf verstehen, ihn mir folgen zu lassen! ... Ja! ... Er soll mir schon nach Tetuan folgen müssen und dort, an der marokkanischen Küste, wer sollte dort wohl viel danach fragen, ob Silas Toronthal verschwunden ist? ...

Sarcany war, wie man weiß, der Mann dazu, vor einem Verbrechen nicht zurückzuschrecken, namentlich wenn die

Umstände, die Abgelegenheit des Landes, die Wildheit seiner Bewohner, die Unmöglichkeit, den Schuldigen zu suchen und ihn aufzufinden, die That so bequem ausführbar machten.

Der Plan war gefaßt, Sarcany schloß das Fenster, legte sich schlafen und entschlummerte auch sofort, ohne daß das Gewissen sich in ihm irgendwie bemerkbar gemacht hätte.

Nicht so bei Silas Toronthal. Der Bankier verbrachte eine furchtbare Nacht. Was blieb ihm von seinem einstigen Vermögen noch? Kaum zweimalhunderttausend Franken, welche das Spiel bisher verschont hatte, und auch über diese Summe war er schwerlich noch der Herr. Sie war der Einsatz zum letzten Spiele. So wollte es sein Complice, so wollte er selbst es. Sein geschwächtes, von chimärischen Berechnungen erfülltes Gehirn erlaubte ihm nicht mehr, richtig und kühl zu denken. Er war sogar unfähig – in diesem Augenblicke wenigstens – sich über seine Lage klar zu

werden, wie es Sarcany gekonnt hatte. Er sagte sich nicht, daß sie die Rollen getauscht, daß er jetzt denjenigen in seiner Macht hätte, der ihn so lange in der seinigen gehabt. Er sah nur die Gegenwart mit seinem bevorstehenden Ruin und dachte nur an den folgenden Tag, der ihn entweder wieder flott machte oder ihn auf die unterste Stufe des Elendes schleuderte.

So verging diese Nacht für die beiden Genossen. Während sie dem Einen einige Stunden des Schlafes gönnte, verhängte sie über den Anderen alle Schrecken der Schlaflosigkeit.

Am folgenden Tage gegen zehn Uhr suchte Sarcany Silas Toronthal auf. Der Bankier saß am Tische und bedeckte die Seiten seines Notizbuches mit Ziffern und Formeln.

»Nun, Silas? fragte Sarcany mit dem oberflächlichen Tone Jemandes, der den Miseren dieser Welt nicht mehr Wichtigkeit beizulegen gedenkt als sie es verdienen,

nun, haben Sie in Ihren Träumen dem Roth oder dem Schwarz den Vorzug eingeräumt?

– Ich habe nicht einen einzigen Augenblick geschlafen ... ganz gewiß ... nicht einen einzigen, antwortete der Bankier.

– Um so schlimmer, Silas, um so schlimmer! ... Heute ist kaltes Blut von Nöthen und einige Stunden der Ruhe wären Ihnen unbedingt dienlich gewesen. Sehen Sie mich an! Ich habe in einem Zuge geschlafen und bin ganz dazu aufgelegt, gegen das Glück zu kämpfen. Es ist schließlich eine Frau und liebt die Leute, welche im Stande sind, ihr Zügel anzulegen.

– Sie hat uns aber schmäählich verrathen!

– Pah! ... Eine bloße Laune! ... Ist sie vorüber, kommt sie zu uns zurück.«

Silas Toronthal erwiderte nichts. Hörte er überhaupt, was Sarcany sagte, während seine Augen sich nicht von der Seite seines

Notizbuches erhoben, auf die er so viele unnütze Kombinationen niedergeschrieben hatte?

»Was schreiben Sie da? fragte Sarcany. Berechnungen? Kniffe? ... Teufel! ... Sie scheinen mir wirklich bedenklich krank zu sein, theurer Silas! ... Es gibt keine Berechnungen, denen man den Zufall unterordnen könnte, und der Zufall allein könnte es sein, der sich auch heute gegen uns erklärt.

– Schön! meinte Silas und schloß das Notizbuch.

– Das ist nun einmal so, Silas! ... Ich kenne nur eine Art, den Zufall zu lenken, sagte Sarcany ironisch. Doch muß man zu diesem Zwecke Specialstudien gemacht haben ... und unsere Erziehung weist an dieser Stelle eine Lücke auf. Halten wir uns also an die Chance ... Sie war gestern für die Bank. Es ist möglich, daß sie sich heute von ihr abwendet ... Wenn dem aber so ist, Silas, so

kann uns das Spiel Alles wiedergeben, was es uns genommen hat.

– Alles?! ...

– Ja, Alles, Silas! Nur keine Muthlosigkeit. Im Gegentheil, Kühnheit und kaltes Blut!

– Und heute Abend, wenn wir ruinirt sind? fragte der Bankier und sah Sarcany scharf ins Gesicht.

– Nun, dann verlassen wir Monaco.

– Und gehen wohin? schrie Silas Toronthal. Verflucht sei der Tag, an welchem ich Sie kennen gelernt habe, Sarcany, verflucht der Tag, an welchem ich Ihre Dienste beanspruchte! ... Ich wäre nicht dahin gekommen, wo ich mich heute befinde!

– Sie kommen mit dem Bedauern ein wenig spät, mein Theurer, antwortete der unverschämte Patron, und Sie machen es sich etwas zu bequem, Leute bloßzustellen, deren man sich bedient hat.

– Nehmen Sie sich in Acht! rief der Bankier.

– Ja! ... Ich werde mich in Acht nehmen!« murmelte Sarcany.

Diese Drohung Toronthal's bestärkte ihn mehr als alles Andere in dem Entschlusse, ihn unschädlich zu machen.

Dann sagte er laut:

»Mein lieber Silas, wir wollen uns nicht gegenseitig ärgern. Wozu soll das? ... Das regt die Nerven auf und heute dürfen wir nicht nervös sein! ... Haben Sie Vertrauen und verzweifeln Sie nicht mehr als ich! ... Wenn unglücklicher Weise der Teufel sich gegen uns erklären sollte, so vergessen Sie nicht, daß neue Millionen mich erwarten und daß Sie Ihren Antheil an denselben haben werden.

– Ja, ja! erwiderte Silas Toronthal, ich muß meine Revanche haben. Der Instinct des Spielers, der ihn einen Augenblick

verlassen, kam wieder über ihn. Ja, die Bank war gestern zu glücklich, als daß sie heute Abend ...«

– Heute Abend werden wir reich, sehr reich sein, rief Sarcany, und ich verspreche Ihnen, Silas, diesmal werden wir nicht wieder einbüßen, was wir zurückgewonnen haben. Was auch immer kommen mag, morgen verlassen wir Monte Carlo ... Wir werden reisen ...

– Wohin?

– Nach Tetuan, wo wir eine letzte Partie zu spielen haben werden. Es soll aber auch die schönste werden!«

IV. Der letzte Einsatz.

Die Salons des Fremdecirkels – gemeinhin Casino genannt – waren seit elf Uhr geöffnet. Obwohl die Zahl der Spieler noch eine beschränkte war, begannen doch schon einige Roulettetische ihre Arbeit.

Das Ebenmaß dieser Tische war vorher geregelt worden, denn dieselben müssen an jeder Stelle gleich hoch sein. Die kleinste Unebenheit, welche die Bewegung der in den sich drehenden Cylinder geworfenen Kugel abändern würde, würde schnell bemerkt und zum Schaden der Bank ausgelegt werden.

Auf jedem der sechs Roulettetische waren sechzigtausend Franken in Gold, Silber und Bankbillets niedergelegt; auf jedem der beiden Tische, welche dem Trente et Quarante-Spiel dienten, hundertundfünfzigtausend. Das ist vor Eröffnung der Hauptsaison der

gewöhnliche Einsatz, und es kommt selten vor, daß die Administration sich zur Erneuerung dieses Grundfonds veranlaßt sieht. Sie soll nur mit dem Refait und dem Zero gewinnen, deren Profit ihr gehört – und immer. Wenn das Spiel an und für sich schon unmoralisch ist, um wie viel mehr, wenn man unter solchen ungleichen Bedingungen operiren muß.

An jedem Roulettetische hatten die acht Croupiers, ihre Harken in den Händen, bereits die ihnen reservirten Plätze eingenommen. Ihnen zu Seiten saßen oder standen Spieler oder Zuschauer. Durch die Säle spazierten die Inspectoren und beobachteten sowohl die Croupiers als die Aussetzenden, während die Garçons des Saales im Auftrage des Publicums wie der Administration, die über nicht weniger als hundertundfünfzig Angestellte für das Spiel verfügt, hierhin und dorthin eilten.

Gegen zwölfeinhalb Uhr brachte der Zug von Nizza das übliche Contingent der Spieler. An diesem Tage fanden sie sich

vielleicht noch zahlreicher als sonst ein.
Die Serie von siebzehnmal Roth hatte ihre natürliche Wirkung gethan. Sie bildete eine neue Anziehungskraft und Alles, was vom Zufalle lebt, kam herbei, um den Wechselfällen des Spieles mit noch größerem Eifer als zuvor zu fröhnen.

Eine Stunde später hatten sich die Säle gefüllt. Man unterhielt sich namentlich von dem außergewöhnlichen Ereignisse, doch durchschnittlich mit leiser Stimme. Nichts Traurigeres, im Ganzen genommen, als diese riesigen Säle, trotz ihres verschwenderisch aufgetragenen Goldschmuckes, ihrer phantastischen Ornamentirung, des Luxus ihrer Ausstattung, der Fülle ihrer Lustres, welche Ströme von Gasstrahlen entsenden, ohne der Oelhängelampen mit ihren grünen Schirmen zu gedenken, welche die Spieltische noch besonders beleuchten. Was hier trotz des Zuflusses der Besucher vorherrscht, ist nicht das Gesurr der Stimmen, sondern das Klimpern der Gold- und Silberstücke, welche gezählt werden

oder über das grüne Tuch rollen, und das Knistern der Bankbillets, das unaufhörliche: »Roth gewinnt und Farbe«, oder »siebzehn, schwarz, impair und manque«, welche Redensarten mit gleichgiltiger Stimme der Spielführer ausruft – höchst traurig Alles das!

Zwei der Verlierer vom vorigen Abend, die zu den berühmtesten zählten, waren noch nicht in den Sälen aufgetaucht. Schon versuchten einige Spieler den verschiedenen Chancen zu folgen, das Glück an ihre Person zu fesseln, theils an der Roulette, theils beim Trente et Quarante. Allein die Alternativen des Gewinnes und Verlustes glichen sich aus und es schien nicht, als ob das »Phänomen« des vorigen Abends sich noch einmal zeigen würde.

Erst gegen drei Uhr betraten Sarcany und Silas Toronthal das Casino. Ehe sie in die Spielsäle gingen, machten sie einen Rundgang durch die Halle, wo die Neugierde des lieben Publikums sich sofort

ihnen zuwendete. Man betrachtete sie, stellte sich ihnen in den Weg, man fragte sich, ob sie sich heute abermals mit dem Zufalle in einen Kampf einlassen würden, der ihnen theuer genug zu stehen gekommen war. Einige Spielprofessoren hätten gern die Gelegenheit benützt, ihnen ihre unfehlbaren Tabellen zu verkaufen, wenn Jene in diesem Augenblicke leichter zugänglich gewesen wären. Der Bankier mit seinen verstörten Mienen sah kaum, was um ihn her vorging. Sarcany blickte kühler, zugeknöpfter als je um sich. Beide richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Augenblick, in welchem sie ihren letzten Coup ausführen wollten.

Unter den Personen, welche sie mit jener besonderen Neugier beobachteten, die man namentlich Patienten oder Verurtheilten angedeihen läßt, befand sich auch ein Fremder, der sie keinen Augenblick verlassen zu wollen schien.

Es war ein junger Mann, im Alter von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren, mit feinen

Gesichtszügen, verschmitztem Aussehen, spitzer Nase – einer jener Nasen, welche zugleich zu sehen scheinen. Seine Augen, die eine auffallende Lebhaftigkeit entwickelten, verbargen sich hinter einer mit Schutzgläsern versehenen Brille. Er schien viel baares Geld bei sich zu haben, oder er that so, denn seine Hände steckten tief in den Taschen seines Ueberziehers, vielleicht hätten sie auch sonst irgendwie gestikulirt; seine Füße nahmen, wenn er stillstand, die bekannte erste Position des Tanzunterrichtes ein, gewiß, um seiner Person einen festeren Halt zu geben. Er war angemessen gekleidet, ohne gerade den neuesten Verschrobenheiten des Geckenthums zu huldigen, und legte augenscheinlich keinen besonderen Werth auf seine Erscheinung; vielleicht fühlte er sich auch etwas genirt in den correct sitzenden Kleidungsstücken.

Man wird ohne besondere Ueberraschung vernehmen, daß kein Anderer als Pointe Pescade dieser junge Fremde war.

Draußen in den Gärten erwartete ihn Kap Matifu.

Die Persönlichkeit, für deren Rechnung sie Beide in besonderer Mission in dieses Paradies oder diese Hölle des Reiches von Monaco kamen, war Doctor Antekirtt.

Das Schiff, welches sie am Abend zuvor auf dem Ufer von Monte Carlo gelandet hatte, war der »Electric 2« der Flottille von Antekirtta gewesen.

Der Zweck ihrer Reise nach Monaco war der folgende:

Zwei Tage nach seiner Ueberbringung an Bord des »Ferrato« war Carpena ans Land gesetzt und trotz seiner Einsprüche in eine der Kasematten der Insel gebracht worden. Dort wurde es dem Flüchtlinge des spanischen Präsidios bald klar, daß er nur ein Gefängniß gegen ein zweites eingetauscht hatte. Anstatt zu der Sträflingskolonie des Gouvernements von Ceuta zu gehören, befand er sich, ohne es

zu wissen, in der Gewalt des Doctors Antekirrt. Wo? er hätte es nicht zu sagen gewußt. Hatte er aus diesem Wechsel etwas gewonnen? Das fragte er sich nicht ohne Sorgen. Er war übrigens entschlossen, Alles zu thun, was seine Lage aufbessern konnte.

Er zögerte deshalb auch nicht, in dem ersten Verhör, welchem der Doctor selbst ihn unterwarf, freimütige Antworten zu geben.

Kannte er Silas Toronthal und Sarcany?

Silas Toronthal nicht, Sarcany ja – er hatte ihn sogar mit nur kurzen Unterbrechungen zu Gesicht bekommen.

Hatte Sarcany Fühlung mit Zirone und seiner Bande, seit Jener in der Umgebung von Catania hauste?

Ja, da Sarcany in Sicilien erwartet wurde und auch sicher dorthin gekommen wäre, wenn der Ausgang jener unglücklichen

Expedition, die mit dem Tode Zirone's endete, eine andere gewesen wäre.

Wo befand sich Sarcany jetzt?

In Monte Carlo, falls er nicht bereits wieder diese Stadt verlassen hatte, in der er seit einiger Zeit lebte und zwar wahrscheinlich mit Silas Toronthal zusammen.

Mehr wußte Carpena nicht, doch genügte das, was er erfahren, dem Doctor, um einen neuen Feldzug zu beginnen.

Natürlich hatte der Spanier keine Ahnung davon, welches Interesse der Doctor gehabt, ihn aus Ceuta entkommen zu lassen und sich seiner Person zu bemächtigen, ebenso wenig, daß sein an Andrea Ferrato begangener Verrath dem wohl bekannt war, der ihn ausfragte. Er wußte nicht einmal, daß Luigi der Sohn des Fischers von Rovigno war. Der Gefangene wurde in seiner Kasematte viel strenger bewacht als es in Ceuta der Fall gewesen. Er sollte mit Niemandem Verkehr haben können bis zu

dem Tage, an dem über sein Schicksal beschlossen werden sollte.

Von den drei Verräthern also, welche den blutigen Ausgang der Triester Verschwörung herbeigeführt hatten, befand sich jetzt Einer in den Händen des Doctors. Es erübrigte nur noch, sich der beiden Anderen zu bemächtigen und Carpena selbst hatte gesagt, wo man sie würde finden können.

Da der Doctor von Silas Toronthal, Peter von diesem und von Sarcany gekannt wurde, so schien es ihnen gerathen, erst in dem Augenblick aufzutauchen, in welchem sie es mit Erfolg thun konnten. Jetzt, nachdem man die Spur der beiden Genossen wieder aufgefunden hatte, war es von Wichtigkeit, sie nicht mehr aus den Augen zu verlieren, so lange, bis die Umstände es erlauben würden, gegen sie zu operiren.

Deshalb waren Pointe Pescade, um Jenen überallhin zu folgen, wohin sie gingen, und

Kap Matifu, um wenn nöthig, Pointe Pescade die starke Hand zu reichen, nach Monaco gesandt worden, wohin der Doctor, Peter und Luigi sich auf dem »Ferrato« ebenfalls begeben wollten, sobald der richtige Zeitpunkt gekommen sein würde.

Die in der Nacht angelangten Freunde hatten sich sofort an ihr Werk gemacht. Es war ihnen nicht schwer geworden, das Hotel zu entdecken, in welchem Silas Toronthal und Sarcany abgestiegen waren. Während Kap Matifu in der Umgegend in Erwartung des Abends umherpromenirte, sah Pointe Pescade, der auf der Lauer stand, die beiden Verbündeten in der ersten Nachmittagsstunde fortgehen. Es schien ihm, als ob der sehr niedergeschlagen aussehende Bankier wenig sprach, während Sarcany ihn ziemlich lebhaft unterhielt. Pointe Pescade hatte des Vormittags erzählen gehört, was am Abend vorher in den Sälen des Casino zu Monte Carlo vorgegangen war, das heißt, von jener unglaublichen Serie, die zahlreiche Opfer gefordert hatte, darunter in hervorragender

Weise Silas Toronthal und Sarcany. Er folgerte daraus, daß ihre Unterhaltung sich auf dieses unglückliche Ereigniß bezog. Da er überdies erfahren, daß die beiden Spieler in der letzten Zeit bedeutende Einbußen erlitten hatten, so schloß er nicht weniger juridisch genau daraus, daß ihre letzten Mittel fast vollständig erschöpft sein mußten und daß gewiß der Augenblick herannahe, in dem der Doctor zu passender Zeit auftauchen könnte.

Das Erfahrene wurde einer Depesche anvertraut, die gleich am frühen Morgen ohne Namensnennung an die Station La Vallette auf Malta gerichtet wurde; von dort wurde sie auf einem besonderen Draht schnell nach Antekirtta befördert.

Als Sarcany und Silas Toronthal die Halle des Casino betraten, war Pointe Pescade hinter ihnen; als sie die Thürschwelle zu den Sälen der Roulette und des Trente et Quarante überschritten, that er das Gleiche.

Es war gerade drei Uhr Nachmittags. Das Spiel begann lebhafter zu werden. Der Bankier und sein Gefährte machten erst einen Spaziergang durch die Säle. Sie standen vor den Spieltischen einige Augenblicke und beobachteten die Züge, nahmen aber selbst nicht am Spiele Theil.

Pointe Pescade bewegte sich neugierig hin und her, verlor aber seine beiden Leute dabei nicht aus den Augen. Er glaubte sogar, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einige Fünffrankenstücke auf die Rubriken der Roulette setzen zu müssen; er verlor sie selbstverständlich, übrigens mit einer bewundernswerthen Kaltblütigkeit. Warum hatte er auch nicht den trefflichen Rath eines äußerst verdienstvollen Spielprofessors befolgt, der zu ihm gesagt hatte:

»Wenn man beim Spiele Glück haben will, mein Herr, so muß man die kleinen Treffer schießen lassen und nur die großen gewinnen. Darin gipfelt die ganze Kunst!«

Vier Uhr schlug es, als Sarcany und Silas Toronthal die Zeit für gekommen erachteten, einen Einsatz zu wagen. An einem der Roulettetische waren mehrere Plätze unbesetzt. Beide ließen sich nebeneinander nieder. Der Leiter des Spieles sah sich sofort nicht nur von Spielern, sondern auch von Zuschauern umringt, die begierig waren, der Revanche der beiden am Abend vorher ausgeplünderten Berühmtheiten der Spielsäle beizuwohnen.

Pointe Pescade stellte sich natürlich in die vorderste Reihe der Neugierigen und er war gewiß nicht Einer der am wenigsten von den Wechselfällen des Spieles aufgeregten Zuschauern.

Während der ersten Stunde waren die Chancen fast die gleichen. Um sie besser zu verwerthen, spielte Jeder von Beiden für sich. Sie pointirten besonders und machten bedeutende Coups, theils auf Grund einfacher Combinationen, theils auf vervielfachten, wie sie die Roulette

ermöglicht, theils mit Hilfe verschiedener Combinationen auf einmal. Das Schicksal wendete sich nicht gegen sie, aber auch nicht ihnen zu.

Zwischen vier und sechs Uhr schien das Glück ihnen am holdesten zu sein. Sie gewannen mehrfach das Maximum auf vollen Nummern, welches sich bei der Roulette auf sechstausend Franken beläuft.

Die Hände von Silas Toronthal zitterten, wenn sie sich über das grüne Tuch ausstreckten, um seinen Einsatz hinzuschieben oder um das Gold und die Bankbillets der Croupiers fast noch unter deren Harke fortzunehmen.

Sarcany, stets seiner mächtig, ließ nicht ein einziges seiner Gefühle sich in seinen Mienen widerspiegeln. Er begnügte sich, mit Blicken seinen Compagnon anzufeuern, und Silas Toronthal war es, auf dessen Seite die Chancen augenblicklich mit großer Beständigkeit lagen.

Pointe Pescade, obwohl etwas benebelt von dem fortwährenden Hin- und Herschieben des Goldes und der Bankbillets, hörte nicht auf, Beide zu beobachten. Er fragte sich, ob sie wohl klug genug sein würden, zur richtigen Zeit abubrechen, um dieses Vermögen, welches sich unter ihren Händen aufbaute, sich zu erhalten.

Dann kam ihm der Gedanke, daß, wenn Sarcany und Silas Toronthal wirklich so klug waren – woran er übrigens zweifelte – sie vielleicht versucht sein würden, Monte Carlo zu verlassen und in irgend einen anderen Winkel Europas zu fliehen, wo man sie dann aufsuchen müßte. Wenn ihnen das Geld wieder zu Gebote stand, würden sie auch nicht mehr so bequem von dem Doctor zu erreichen sein.

»Entschieden, so schloß er seine Ueberlegung, ist es werthvoller, wenn sie sich ruiniren, und ich täusche mich sehr, wenn ich diesen Schuft Sarcany für den Mann halte, der im Stande ist, zur richtigen Zeit aufzuhören.«

Wie auch Pointe Pescade's Ideen in dieser Hinsicht gewesen sein mögen, ebenso seine Hoffnungen, die Chancen blieben den beiden Associés treu. Sie hätten in der That dreimal die Bank gesprengt, wenn nicht der Spielleiter Zuschüsse von zwanzigtausend Franken erbeten hätte.

Das war unter den Zuschauern dieses Kampfes eine Aufregung! Die Stimmung der Meisten war natürlich eine den Spielern günstige. Sah das nicht wie eine Revanche für die unverschämte Serie im Roth aus, aus der die Administration am Abend zuvor einen so reichlichen Nutzen gezogen hatte?

Als um sechs und einhalb Uhr Silas Toronthal und Sarcany das Spiel aufgaben, strichen sie einen baaren Gewinn von zwanzigtausend Louisdors ein. Sie erhoben sich von ihren Plätzen und verließen den Roulettetisch. Silas Toronthal wankte mit unsicheren Schritten einher, als wenn er ein wenig zu viel getrunken hätte – er war vielleicht benebelt von der Aufregung und der Abspannung des Gehirns. Sein

gefühlloser Genosse überwachte ihn, denn es war ihm noch nicht ganz gewiß, ob Toronthal sich nicht versucht fühlen würde, mit den mehrfachen hunderttausend Franken, die mit so vielem Schweiß zurückerobert worden waren, zu entfliehen und sich seiner Herrschaft zu entziehen.

Beide durchschritten, ohne ein Wort zu sprechen, die Halle, stiegen den Vorbau hinunter und wendeten sich ihrem Hotel zu.

Pointe Pescade folgte ihnen in einiger Entfernung.

Als er ins Freie trat, sah er nahe einem der Kioske des Gartens Kap Matifu auf einer Bank sitzen.

Pointe Pescade trat an ihn heran.

»Ist der Augenblick da? fragte Kap Matifu.

– Welcher Augenblick?

– Um ... um ...

– Um auf die Scene zu treten? ... Nein,
mein Kap! ... Noch nicht! ... Bleibe noch
hinter den Coulissen! ... Hast Du gespeist?

...

– Ja, Pointe Pescade.

– Meine Glückwünsche! Mir hängt der
Magen bis in die Fußsohlen ... wohin er
doch wirklich nicht gehört. Ich werde ihn
aber mir schon wieder heraufholen, sobald
ich Zeit habe! ... Also, gehe nicht eher von
hier fort, als bis ich Dich wiedergesehen
habe.«

Und Pointe Pescade trat auf die Rampe
zurück, welche Silas Toronthal und Sarcany
hinabstiegen.

Als er sich überzeugt hatte, daß die beiden
Associés sich das Diner in ihren Zimmern
serviren ließen, nahm sich auch Pointe
Pescade die Freiheit, an der Table d'hôte
des Hotels Theil zu nehmen. Es war die
höchste Zeit, und in einer halben Stunde
hatte er, wie er sagte, seinen Magen wieder

an den richtigen Platz gebracht, den dieses wichtige Organ in der menschlichen Maschine einnehmen muß.

Dann ging er hinaus, zündete sich eine vortreffliche Cigarre an und nahm seinen Beobachtungsposten vor dem Hotel wieder ein.

»Ich gebe, weiß Gott, eine vortreffliche Schildwache ab. Ich habe meinen Beruf verfehlt!«

Die einzige und immer wiederkehrende Frage, die er sich selbst vorlegte, lautete: werden diese Gentlemen heute noch nach Monte Carlo zurückkehren oder nicht?

Um acht Uhr erschienen Silas Toronthal und Sarcany an der Hotelthür. Pointe Pescade glaubte zu hören und zu verstehen, daß sie sich lebhaft stritten.

Der Bankier versuchte augenscheinlich zum letzten Male, den Verführungen zu widerstehen und den Einflüsterungen seines

Genossen, denn dieser sagte schließlich mit befehlerischer Stimme:

»Es muß sein Silas! ... Ich will es!«

Sie gingen wieder die Rampe hinauf, um die Gärten von Monte Carlo zu erreichen. Pointe Pescade ging ihnen nach, konnte aber – zu seinem großen Bedauern – nichts von der Unterhaltung verstehen.

Was Sarcany in dem Tone sagte, der keine Widerrede von Seiten des Bankiers gestattete, dessen Widerstand überhaupt nach und nach sich legte, war Folgendes:

»Es wäre wahnsinnig, Silas, innezuhalten, wenn die Chance uns günstig ist ... Sie müssen den Kopf verloren haben! ... Wie? Im Unglück haben wir das Spiel wie die Verrückten zwingen wollen und sollten es nun im Glück nicht wie die Vernünftigen an uns fesseln? ... Es bietet sich uns eine Gelegenheit, die einzig in ihrer Art ist, eine Gelegenheit, die sich uns vielleicht nie wieder zeigen wird, uns zu Meistern

unseres Schicksals zu machen, zu Herren
unseres Glückes und wir wollen sie durch
unsere eigene Schuld entweichen lassen? ...
Fühlen Sie denn nicht, Silas, daß die
Chance ...

– Wenn sie noch nicht erschöpft ist,
murmelte Silas Toronthal.

– Nein, hundert Mal nein, erwiderte
Sarcany. Man kann das nicht so erklären,
zum Teufel, aber man fühlt das, es dringt
bis in das innerste Mark der Knochen! ...
Eine Million erwartet uns noch heute
Abend an den Tischen von Monte Carlo! ...
Ja, eine Million, und mir soll sie nicht
entgehen!

– Spielt doch, Sarcany!

– Ich? ... Allein spielen? ... Nein, mit Ihnen
spielen, Silas, ja! ... Und wenn zwischen
uns gewählt werden müßte, so würde ich
Ihnen unbedingt den Platz einräumen! ...
Das Glück neigt zu einer Person und
offenbar ist es bei Ihnen wieder eingekehrt!

... Spielen Sie und Sie werden gewinnen! ...
Ich will es!«

Sarcany wollte bei Licht betrachtet nur, daß Silas Toronthal es nicht bei dem Besitz einiger hunderttausend Franken bewenden ließe, welche diesem die Mittel an die Hand gegeben haben würden, sich seiner Macht zu entziehen. Er wollte, daß sein Genosse wieder der Millionär würde, der er einst gewesen war, oder daß er ein Bettler wurde. War Jener wieder reich, so konnte er das Leben weiter fortsetzen, welches sie bis dahin geführt hatten. War er ruiniert, so mußte er wohl oder übel Sarcany überallhin folgen, wohin dieser es haben wollte. In beiden Fällen hatte er von Silas Toronthal nichts zu befürchten.

Silas Toronthal übrigens, obwohl er Widerstand zu leisten versuchte, fühlte jetzt alle Leidenschaften des Spielers in sich regen. Er war so elendiglich zerworfen mit sich selbst, daß er Furcht und Lust zugleich empfand, in die Säle des Casinos zurückzukehren. Sarcany's Worte hatten

ihm Feuer in das Blut gegossen. Das Schicksal hatte sich sichtlich für ihn erklärt und zwar während der letzten Stunden mit einer so großen Beständigkeit, daß es wirklich unverzeihlich gewesen wäre, innezuhalten.

Der Narr! Er setzte, wie alle Spieler thun, voraus, daß die Gegenwart dasselbe bringen würde, was nur der Vergangenheit angehören konnte. Anstatt zu sagen: Ich habe die Chance gehabt – was ja die Wahrheit war – sagte er sich: Ich habe Chance – was falsch ist. Und trotzdem greift in dem Gehirn aller derjenigen, welche auf den Zufall rechnen, keine andere Ueberlegung Platz, als diese. Sie vergessen zu sehr, was erst jüngst ein großer Mathematiker Frankreichs gesagt hat: »Der Zufall hat Launen, keine Gewohnheiten.«

Inzwischen waren Sarcany und Silas Toronthal vor dem Casino angelangt, stets gefolgt von Pointe Pescade. Hier blieben sie einen Augenblick stehen.

»Kein Zaudern, Silas! mahnte Sarcany ...
Sie sind doch entschlossen, zu spielen?
Nicht wahr?

– Ja! ... Entschlossen Alles gegen Alles zu setzen, antwortete der Bankier, dessen Schwanken gewichen war, sobald er sich auf der untersten Stufe des Casinogebäudes befand.

– Es ist nicht mein Fall, Sie beeinflussen zu wollen, nahm Sarcany von Neuem das Wort. Verlassen Sie sich auf Ihre Inspiration, nicht auf die meinige. Sie kann mich täuschen ... Wollen Sie zur Roulette gehen ...?

– Nein, zum Trente et Quarante, antwortete Silas Toronthal und betrat die Vorhalle.

– Sie haben Recht, Silas. Hören Sie nur auf sich selbst! ... Die Roulette hat Ihnen soeben beinahe ein Vermögen eingebracht ... Das Trente et Quarante mag das Fehlende ergänzen.«

Beide wanderten erst in den Sälen umher. Zehn Minuten später sah sie Pointe Pescade an einem der Tische, wo Trente et Quarante gespielt wird, Platz nehmen.

Bei diesem Spiele lassen sich in der That kühnere Züge vornehmen. Hier beträgt das Maximum zwölftausend Franken, obgleich die Chancen einfacherer Natur sind, obgleich nur gegen das Refait gekämpft zu werden braucht, und wenige Passes schon können beträchtliche Differenzen hinsichtlich des Gewinnes oder Verlustes erzeugen. Hier ist das Liebhabertheater, das heißt, hier sind die großen Spieler zu finden. Hier bauen sich Vermögen oder Ruine mit Schwindel erregender Schnelligkeit auf, auf welche die Börsen von Paris, New-York oder London mit Recht eifersüchtig sein könnten.

Am Tische des Trente et Quarante hatte Silas Toronthal sofort seine Bekümmernisse vergessen. Er spielte jetzt nicht mehr mit Furcht, sondern wüthend, genauer ausgedrückt, wie ein Mann, der nicht

zögern will, sich selbst hineinzulegen.
Kann man übrigens behaupten, daß es
hierbei eine bestimmte Regel zu spielen,
sein Geld anzulegen gibt? Ersichtlich nicht,
obgleich es die Spielhabitué's behaupten.
Man ist vollständig dem Zufalle unterthan.
Der Bankier spielte also unter der Aufsicht
Sarcany's, dessen Interesse an dieser hohen
Partie ein doppeltes war, wie immer auch
das Ende sein würde.

Während der ersten Stunde waren Gewinn
und Verlust fast die gleichen. Der Sieg
begann schon sich auf die Seite von Silas
Toronthal zu neigen.

Sarcany und er glaubten nun des Erfolges
gewiß zu sein. Sie reizten sich selbst und
forderten nur noch das Maximum heraus.
Bald aber hatte die Bank wieder Oberhand,
welche natürlich nicht die Dummheit
macht, aus sich herauszugehen und deren,
den Spielern aufgelegtes Maximum die
Interessen in so beträchtlichem Maße
schützt.

Es gab furchtbare Hiebe. Der ganze Gewinn, den Silas Toronthal am Nachmittage eingeheimst hatte, ging nach und nach wieder verloren. Es war schrecklich zu sehen, wie der Bankier mit verzerrten Mienen und weitaufgerissenen Augen sich an den Tischrand, an seinen Stuhl klammerte, an die Bankbillets, an die Goldrollen, die seine Hand nicht freigeben wollte, mit den Bewegungen, dem Aufspringen und den Zuckungen eines Mannes, der ertrinkt. Und Niemand da, der ihn vom Rande des Abgrundes zurückgerissen hätte. Nicht ein Arm, der ihm hingereicht wurde, an dem er sich hätte festklammern können! Kein Versuch Seitens Sarcany's, ihn von dem Platze zu entfernen, fortzuschleppen, ehe sein Ruin vollständig war, ehe sein Kopf in den Fluthen seines Bankerotts versank.

Um zehn Uhr hatte Silas Toronthal seinen letzten Einsatz gemacht, das letzte Maximum gewagt. Er hatte es gewonnen, dann wieder verloren. Und als er sich mit verwirrtem Haar erhob, kam ihm der

Wunsch, die Säle des Casinos möchten zusammenstürzen und Alles vergraben, was sich in ihnen befand, denn er besaß ja nichts mehr – nichts mehr von den Millionen, welche ihm sein mit den Millionen des Grafen Sandorf neu aufgebautes Bankhaus hinterlassen hatte.

Silas Toronthal verließ in der Begleitung Sarcany's, der sein Kerkermeister zu sein schien, die Spielsäle, er durchschritt die Vorhalle und stürzte aus dem Casino hinaus. Beide flüchteten durch die Anlage in die Fußpfade hinein, welche zur Turbie hinaufführen.

Pointe Pescade war ihnen bereits wieder auf den Fersen. Er hatte Kap Matifu im Vorübergehen von der Bank aufgeschreckt, auf welcher der Herkules noch in einem Halbschlaf versunken saß und ihm zugerufen:

»Hurtig! ... Gebrauche Deine Augen und Beine!«

Und Kap Matifu hatte sofort mit ihm die Fährte eingeschlagen, welche sie nicht mehr verlieren durften.

Sarcany und Silas Toronthal schritten nebeneinander weiter und stiegen allmählig immer höher, indem sie den gewundenen Fußpfaden folgten, welche sich auf dieser Seite des Gebirges durch die Oliven- und Orangenbäume hindurchschlängeln. Diese muthwilligen Zickzacklinien machten es Kap Matifu und Pointe Pescade bequem, Jene nicht aus den Augen zu verlieren, aber vernehmen konnten sie nicht, was Jene sprachen.

»Kommen Sie in das Hotel zurück, Silas, hörte Sarcany nicht auf, mit befehlerischer Stimme zu wiederholen. Kommen Sie zurück! ... Gewinnen Sie doch ihre Kaltblütigkeit wieder! ...

– Nein! ... Wir sind ruiniert! ... Wir wollen uns trennen! ... Ich will Sie nicht mehr sehen! ... Ich will nicht mehr ...

– Uns trennen? ... Und warum! ... Sie werden mir folgen, Silas! ... Morgen verlassen wir Monaco! ... Wir haben noch genügend Geld, um Tetuan zu erreichen, und dort werden wir unser Werk vollenden!

– Nein, Nein! ... Lassen Sie mich, Sarcany, lassen Sie mich!« erwiderte Silas Toronthal.

Und er stieß ihn heftig von sich, als Jener ihn anfassen wollte. Dann schritt er so schnell weiter, daß Sarcany ihn kaum einzuholen vermochte. Dessen unbewußt, was er that, riskirte Silas Toronthal, in die reißenden Gießbäche zu stürzen, oberhalb deren sich das Netz der Fußpfade entwickelt. Ein einziger Gedanke beherrschte und quälte ihn unaufhörlich: Monte Carlo zu fliehen, wo sein Ruin sich vollzogen hatte, Sarcany zu fliehen, dessen Rathschläge ihn in den Abgrund geführt, mit einem Worte, zu fliehen, dem Zufalle nach, ohne Ziel und Zweck, ohne zu wissen, wohin und was aus ihm werden würde.

Sarcany fühlte wohl, daß, wenn er nicht mehr Vernunft besäße als sein Genosse, dieser ihm entschlüpfen würde. Ja, wenn der Bankier nicht Kenntniß von den Geheimnissen gehabt hätte, die ihn verderben oder wenigstens unheilbar dies letzte Spiel, welches er noch spielen wollte, vereiteln konnten, so hätte er sich wenig Sorgen um den Mann gemacht, den er an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Doch ehe Silas Toronthal ganz hineinstürzte, konnte er einen letzten Schrei ausstoßen und dieser Schrei war es, den Sarcany ersticken mußte.

Von dem Gedanken an das Verbrechen, das zu begehen er entschlossen war, bis zu dessen unmittelbarer Ausführung war nur ein Schritt und diesen Schritt zögerte Sarcany nicht zu gehen. Was er eigentlich auf der Landstraße von Tetuan thun wollte, in der Einsamkeit der marokkanischen Landschaft, hinderte Niemand ihn noch in dieser Nacht zu thun, sobald die Anlagen erst von den Besuchern verlassen worden waren.

Doch zu dieser Stunde gab es noch zwischen Monte Carlo und der Turbie Nachzügler, welche die Rampen hinauf oder hinunter stiegen. Ein Schrei von Silas Toronthal hätte sie zu seiner Hilfe herbeilocken können, der Mörder aber wollte, daß der Todtschlag unter solchen Umständen vor sich ginge, die Niemand verdächtigen konnten. Daher der Zwang, warten zu müssen. Weiter oben, jenseits der Turbie und der Grenze des Reiches von Monaco, auf der Straße der Corniche, welche in einer Höhe von zweitausend Meter in die Seitenwände der untersten Absätze der Seealpen eingehauen ist, konnte Sarcany sein Vorhaben mit voller Sicherheit ausführen. Wer hätte da seinem Opfer zu Hilfe kommen sollen? Wie hätte man den Leichnam von Silas Toronthal auf dem Grunde der Schluchten, welche die Straße eingrenzen, auffinden können?

Sarcany wollte indessen erst noch einmal versuchen, seinen Genossen aufzuhalten und ihn nach Monte Carlo zurückzuführen.

»Komm, Silas, komm, rief er und ergriff dessen Arm. Morgen fangen wir noch einmal an! ... Ich besitze noch etwas Geld!

...

– Nein! ... Lassen Sie mich ... lassen Sie mich! ...« rief Silas Toronthal in einem letzten Wuthanfalle.

Wenn er stark genug gewesen wäre, sich mit Sarcany in einen Kampf einzulassen, wenn er Waffen bei sich gehabt hätte, würde er gewiß nicht gezögert haben, Rache für alles Unheil zu nehmen, welches sein einstiger Makler in Tripolis über ihn gebracht hatte.

Silas Toronthal stieß mit der einen Hand, welcher der Zorn Stärke verlieh, Sarcany zurück; dann wendete er sich der letzten Krümmung des Pfades zu und überschritt einige Stufen, die zwischen kleinen, etagenförmig angelegten Gärten, in roher Manier in den Fels gehauen waren. Bald hatte er die Hauptstraße der Turbie erreicht, die über den schmalen Paß führt, welcher

den Hundskopf vom Rumpf des Berges
Agal trennt, die einstige Grenze zwischen
Italien und Frankreich.

»Geh' nur, Silas, rief Sarcany nochmals.
Geh' nur, Du wirst nicht weit kommen!«

Er warf sich nach rechts, überkletterte einen
niedrigen Steinwall, durchschritt flink einen
Treppengarten und eilte dann schnell fort,
um Silas Toronthal auf der Straße
vorauszukommen.

Pointe Pescade und Kap Matifu hatten,
obwohl sie von der Unterhaltung nichts
verstehen konnten, gesehen, wie der
Bankier Sarcany heftig zurückstieß und
Sarcany im Dunkel verschwand.

»Der Teufel hat seine Hand im Spiel! rief
Pointe Pescade. Der Beste entwischt uns
wahrscheinlich ... Es fehlt nicht viel und der
Andere macht es ebenso! ... Jedenfalls ist
auch Toronthal eine gute Beute ...
Uebrigens haben wir keine Wahl ...
Vorwärts, mein Kap, vorwärts!«

Sie setzten sich in schnellere Bewegung und hatten sich bald Silas Toronthal genähert.

Dieser stieg rüstig auf der Straße der Turbie weiter. Nachdem er den kleinen Hügel, welcher den Thurm des Augustus beherrscht, zur Linken gelassen hatte, schritt er fast im Laufschrift an den schon geschlossenen Häusern vorüber und kam endlich auf die Straße der Corniche.

Pointe Pescade und Kap Matifu waren fünfzig Schritte hinter ihm.

Von Sarcany konnte keine Rede mehr sein. Entweder war er auf der Kante der Anhöhen zur rechten Seite weiter gegangen oder er hatte seinen Genossen definitiv verlassen und war nach Monte Carlo herunter gestiegen.

Die Straße der Corniche, der Ueberrest einer alten römischen Landstraße, senkt sich von der Turbie aus nach Nizza zu und führt in halber Höhe des Gebirges durch

herrliche Felspartien, an einzeln stehenden Kegeln und tiefen Abgründen vorüber, welche sich bis zum Eisenbahndamm, der längs des Gestades führt, kreuzen. Jenseits tauchten in dieser sternenklaren Nacht, beim Schimmer des sich im Osten erhebenden Mondes flüchtig sechs Golfe auf, die Insel vom Heiligen Hospiz, die Mündung des Var, die Halbinsel La Garoupe, das Kap d'Antibes, der Golf Juan, die Lerin-Inseln, der Golf der Napoule, der Golf von Cannes und dahinter die Gebirgszüge der Esterel. Hier und dort blitzten Leuchtfeuer auf, das von Beaulieu, am Fuße der Abhänge von Klein-Afrika, das von Villefranche, welches den Berg Leuza beherrscht, ferner einige Signalfeuer von Fischerbooten, welche die ruhigen Gewässer des Meeres zurückwarfen.

Die Uhr zeigte bereits nach Mitternacht. Silas Toronthal bog jetzt dicht hinter der Turbie von der Straße der Corniche ab und lenkte in einen schmalen Pfad ein, der direct nach Eza führt, einer Art Adlernest mit fast uncivilisirter Bevölkerung, das sich

auf seinem aus einem Walde von Pinien und Johannisbrodbäumen aufsteigenden Felsen ungemein erhaben fühlt.

Dieser Weg lag vollständig verlassen da. Der Unsinnige verfolgte ihn eine Zeit lang, ohne seinen Schritt zu verlangsamen oder den Kopf zurückzuwenden; plötzlich betrat er einen zur Linken sich öffnenden schmalen Fußweg, welcher nahe den hohen Felsen des Gestades entlang führt, unter denen der Schienenweg und eine Fahrstraße durch einen Tunnel führen.

Pointe Pescade und Kap Matifu waren ihm jetzt dicht auf den Fersen.

Hundert Schritte weiter stand Silas Toronthal plötzlich still. Er war einen Felsen hinaufgegangen, der einen Abgrund überragte, in dessen Tiefe von vielleicht mehreren hundert Fuß die Brandung schäumte.

Was wollte Silas Toronthal beginnen? Hatte der Gedanke an einen Selbstmord sein Hirn

durchkreuzt? Wollte er seinem elenden Leben durch einen Sturz in diesen Abgrund ein Ziel setzen?

»Tausend Teufel! schrie Pointe Pescade. Wir müssen ihn lebendig haben! ... Greife ihn, Kap Matifu, und halte ihn gut fest!«

Beide hatten noch keine zwanzig Schritte gemacht, als sie einen Mann rechts vom Wege auftauchen, ihn die Böschung zwischen Büscheln von Mastix- und Myrthenbäumen entlang gleiten sehen und sein offenkundiges Bestreben erkannten, den Fels zu erreichen, auf welchem Silas Toronthal stand.

Es war Sarcany.

»Himmel! rief Pointe Pescade, er wird seinem Genossen gewiß einen Genickstoß geben wollen, um ihn von dieser in die andere Welt zu schicken! ... Kap Matifu, Du nimmst den Einen, ich nehme den Anderen!«

Sarcany war aber stehen geblieben ... Er fürchtete wiedererkannt zu werden.

Ein Fluch entfuhr seinen Lippen. Er entschlüpfte nach rechts, noch ehe Pointe Pescade ihn erreicht hatte und verschwand inmitten der Gebüsch.

Einen Augenblick später, gerade als Silas Toronthal sich hinabstürzen wollte, war dieser von Kap Matifu angepackt und auf den Weg zurückgebracht worden.

»Lassen Sie mich! rief er. Lassen Sie mich!

– Sie einen Fehltritt thun lassen?
Nimmermehr, Herr Toronthal,« rief Pointe Pescade.

Der einsichtige Mensch war auf diesen Zwischenfall, den seine Instructionen nicht vorgesehen hatten, in keiner Weise vorbereitet. Wenn nun auch Sarcany entkommen war, so hatte er doch wenigstens Silas Toronthal abgefangen und es handelte sich jetzt zunächst darum, ihn

nach Antekirtta zu bringen, wo er mit allen Ehren, die er beanspruchen konnte, empfangen werden sollte.

»Willst Du Dich mit dem Transporte dieses Herrn – zu ermäßigtem Preise – befassen?
fragte Pointe Pescade Kap Matifu.

– Gern!«

Silas Toronthal hatte kaum das Bewußtsein von dem, was hier vorging und wagte daher nicht den geringsten Widerstand. Pointe Pescade schlug einen ziemlich abschüssigen Fußpfad ein, der zum Ufer hinab, an dem Abgrunde herum führte, und wurde von Kap Matifu gefolgt, der den trägen Körper des Bankiers bald zog, bald schlepte.

Das Herniedersteigen war ein höchst mühseliges und ohne die wunderbare Geschicklichkeit Pointe Pescade's, ohne die außerordentliche Kraft seines Genossen, hätten Beide im Umsehen einen tödtlichen Sturz erleiden können.

Nachdem sie gewiß zwanzig Mal ihr Leben auf's Spiel gesetzt hatten, langten sie endlich glücklich bei den letzten, schon im Niveau des Meeres liegenden Klippen an. Dort wird das Ufer von einer Reihenfolge von kleinen Buchten gebildet, welche von der Natur willkürlich in die Sandsteinmasse hineingetrieben worden sind. Sie werden von hohen röthlichen Felswänden umrahmt und von eisenhaltigen Klippen eingeschlossen, so daß sie kleinen, mit Blut gefärbten Uferseen gleichen.

Der Tag begann schon heraufzudämmern, als Pointe Pescade eine Höhle im Innern einer dieser Einbuchtungen fand, welche die Brandung zur Zeit der geologischen Bewegungen geschaffen haben mag. In dieser konnte man Silas Toronthal bergen und Kap Matifu bei ihm als Wache bleiben.

»Du wirst hier bleiben und auf mich warten, Kap, sagte Pointe Pescade zu dem Riesen.

– So lange es nöthig sein wird, Pointe
Pescade.

– Selbst zwölf Stunden, wenn ich so lange
fortbleiben muß?

– Selbst zwölf Stunden.

– Ohne zu essen?

– Wenn ich heute Früh auch nicht
frühstücken kann, so werde ich doch zu
Mittag speisen können. – Dann für Zwei.

– Und solltest Du selbst nicht für Zwei zu
Mittag essen können, dann magst Du für
Vier das Abendbrod genießen.«

Kap Matifu ließ sich auf einem Felsen
nieder, so zwar, daß er seinen Gefangenen
stets vor Augen hatte. Pointe Pescade ging
an den Rändern der verschiedenen Buchten
entlang, bis er Monaco vor sich hatte.

Er sollte weniger Zeit zu seiner Rückkehr
gebrauchen, als er geglaubt hatte. In knapp
zwei Stunden Hütte er den »Electric«

wiedergefunden, der auf einer der verlassenen Rheden ankerte, welche die Brandung gegen die Wogen der offenen See stützt. Eine Stunde später langte das Eilschiff vor der schmalen Bucht an, an welcher Kap Matifu, vom Meere aus gesehen, wie der mythologische Proteus auftauchte, die Heerden Neptun's hütend.

Einen Augenblick später waren Silas Toronthal und Kap Matifu an Bord. Weder die Zollwächter noch die Fischer der Küste hatten den »Electric« bemerkt, der mit Entwicklung seiner größten Schnelligkeit die Richtung nach Antekirtta einschlug.

V.Durch die Güte Gottes.

Es sei jetzt erlaubt, einen umfassenden Einblick in die Kolonie Antekirtta zu nehmen.

Silas Toronthal und Carpena befanden sich jetzt in den Händen des Doctors und dieser zögerte nicht, die Spuren Sarcany's zu verfolgen. Seine mit dem Auffinden von Frau Bathory betrauten Agenten hörten nicht auf, ihre Nachsuchungen fortzusetzen – bis jetzt waren diese indessen von keinem Erfolge begleitet gewesen. Seit die Mutter verschwunden, deren einzige Stütze der alte Borik war, kam es alle Augenblicke wie Verzweiflung über Peter; welchen Trost hätte auch der Doctor diesem zweimal gebrochenen Herzen spenden können? Wenn Peter mit ihm von seiner Mutter sprach, mußte der Doctor da nicht fühlen, daß Peter auch gleichzeitig an Sarah dachte, wenn auch ihr Name zwischen ihnen nicht ausgesprochen wurde?

In der kleinen Hauptstadt der Kolonie Antekirtta, nicht weit vom Stadthause, bewohnte Maria Ferrato eines der zierlichsten Häuser von Artenak. Die Erkenntlichkeit des Doctors wollte, daß sie hier alle Annehmlichkeiten, die das Leben bieten kann, genoß. Ihr Bruder wohnte mit ihr zusammen, wenn er sich nicht gerade auf der See behufs eines Transportes oder einer Ueberwachung befand. Nicht ein Tag verging, ohne daß die Geschwister nicht dem Doctor einen Besuch abgestattet hätten, oder daß dieser nicht zu ihnen gekommen wäre. Seine Neigung zu den Kindern des Fischers von Rovigno wuchs, je genauer und besser er sie kennen lernte.

»Wie glücklich könnten wir sein, wiederholte oft Maria, wenn Peter es wäre.

– Er wird es sein, pflegte Luigi zu antworten, sobald er eines Tages seine Mutter wiedergefunden haben wird. Ich habe nicht alle Hoffnung aufgegeben, Maria! Mit den Mitteln, über welche der Doctor verfügt, muß schließlich

ausgekundschaftet werden, wohin Borik Frau Bathory hat führen müssen, nachdem sie Ragusa verlassen hatten.

– Ich hege ebenfalls dieselbe Hoffnung, Luigi. Würde aber auch Peter, selbst wenn seine Mutter ihm wiedergegeben werden sollte, schon ganz getröstet sein?

– Nein, Maria, das ist ganz unmöglich, weil Sarah Toronthal niemals seine Frau wird sein können.

– Ist das, was dem Menschen unmöglich scheint, nicht Gott möglich, Luigi?« fragte Maria.

Als Peter zu Luigi gesagt hatte, sie wollten Brüder sein, wußte er noch nicht, welche zärtliche und ergebene Schwester er in Maria Ferrato finden würde. Als er sie erst näher kennen gelernt hatte, zögerte er nicht, ihr alle seine Sorgen anzuvertrauen. Es beruhigte ihn etwas, wenn er mit ihr sich aussprechen konnte. Was er dem Doctor nicht sagen wollte, was sich von selbst

verbot, diesem mitzutheilen, davon sprach er mit Maria. Er fand hier ein liebevolles Herz, welches sich mitleidig öffnete, ein Herz, das begriff und tröstete, eine Gott vertrauende Seele, welche die Verzweiflung nicht kannte. Wenn Peter unsäglich litt, wenn das Uebermaß des Schmerzes seine Brust zu sprengen drohte, ging er zu ihr, und stets wußte Maria ihm ein wenig Vertrauen auf die Zukunft einzuflößen.

Ein Mann befand sich jetzt in den Kasematten von Antekirtta, welcher wissen mußte, wo sich Sarah befand und ob sie noch immer in Sarcany's Gewalt schmachete. Es war das Silas Toronthal, der sie für seine Tochter ausgegeben hatte. Doch aus Rücksicht auf das Andenken an seinen Vater würde Peter niemals gewagt haben, ihn hierüber zum Sprechen zu bringen.

Silas Toronthal war auch seit seiner Gefangennahme in einer so bedenklichen Gemüthsverfassung, von einer so großen physischen und moralischen Erschlaffung

befallen worden, daß er nichts hätte sagen können, selbst wenn sein Vorthail ihn genöthigt haben würde, es zu thun. Im Ganzen genommen hatte er kein Interesse zu enthüllen, was er über Sarah wußte, da er einerseits nicht ahnte, daß es der Doctor Antekirtt war, dessen Gefangener er geworden, und andererseits, daß Peter Bathory sich lebend auf der Insel Antekirtta befand, deren Name sogar ihm fremd war.

Wie Maria Ferrato ganz richtig gesagt hatte, nur Gott konnte diese Situation zu einem befriedigenden Ende führen.

Der actuelle Zustand der kleinen Kolonie würde nicht in das volle Licht gerückt sein, vergäße man in dem Personalbestande von Antekirtta Pointe Pescade und Kap Matifu aufzuführen.

Obwohl es Sarcany gelungen, zu entschlüpfen, obwohl seine Fährte für den Augenblick verloren gegangen war, hatte die Ergreifung von Silas Toronthal doch eine so hohe Wichtigkeit, daß man Pointe

Pescade äußerst freigiebig mit Belobungen überhäufte. Der tapfere Junge hatte, seiner alleinigen Eingebung überlassen, genau so gehandelt, wie man bei dieser Lage der Dinge nicht anders hätte handeln können. Von dem Augenblicke an, in welchem sich der Doctor befriedigt zeigte, wären die beiden Freunde schlecht angekommen, wenn sie selbst es nicht gewesen sein würden. Sie hatten also ihr niedliches Heim wieder bezogen und warteten, daß man ihre Dienste wieder in Anspruch nehmen würde. Sie hofften sehr stark, der gerechten Sache noch von großem Nutzen sein zu können.

Gleich nach ihrer Ankunft in Antekirtta hatten Pointe Pescade und Kap Matifu Maria und Luigi Ferrato einen Besuch abgestattet, ebenso hatten sie sich einigen Notablen von Artenak vorgestellt. Ueberall empfing man sie gern, denn sie hatten sich bereits beliebt zu machen gewußt. Es war ein Spaß, Kap Matifu bei diesen friedlichen Gelegenheiten sehen zu können; seine enorme Persönlichkeit, die gut ein Zimmer

für sich allein beanspruchte, schien ihn an allen Ecken und Enden zu geniren.

»Ich bin so schwächlich, daß sich das ausgleicht,« bemerkte gewöhnlich Pointe Pescade.

Dieser war die Freude der Kolonie, welche er mit seiner stets ungetrübten Laune auf das Beste belustigte. Er stellte seine Klugheit und seine Geschicklichkeit in den Dienst Aller. Wenn die Dinge einen allgemein befriedigenden Verlauf nehmen würden, welche Feste wollte er zu Stande bringen, welches Programm von Vergnügungen und Sehenswürdigkeiten sollte sich in der Stadt und ihrer Umgebung entwickeln. Ja! Wenn es sein mußte, würden Kap Matifu und er nicht zögern, noch einmal das Akrobatenhandwerk zu beginnen, um die Bevölkerung Antekirtta's in Staunen zu versetzen.

Pointe Pescade und Kap Matifu beschäftigten sich inzwischen, in Erwartung dieses schönen Tages, ihren

Garten zu verschönern, der von prächtigen Bäumen beschattet war, und ihre Villa, welche vollständig unter Blumen verschwand. Die Arbeiten am kleinen Bassin ließen dieses nun auch schon festere Formen annehmen. Wenn man so Kap Matifu ungeheure Felsstücke losbrechen und fortschleppen sah, konnte man bald feststellen, daß der provençalische Hercules noch nichts von seiner wunderbaren Stärke eingebüßt hatte.

Weder die Agenten, welche der Doctor mit den Nachforschungen über den Verbleib der Frau Bathory beauftragt hatte, noch diejenigen, welche auf die Spur Sarcany's gelenkt worden waren, hatten glückliche Erfolge zu verzeichnen. Keiner von ihnen hatte entdecken können, wohin sich der Elende nach seiner Abreise von Monte Carlo begeben hatte.

Kannte Silas Toronthal dessen Zufluchtsort? Es war das in Anbetracht der Umstände, unter denen sie sich von einander auf der Landstraße nach Nizza

getrennt hatten, zum Mindesten zweifelhaft. Doch zugegeben, daß er es wußte, würde er es freiwillig sagen?

Der Doctor wartete höchst ungeduldig darauf, daß der Bankier in die Lage kommen würde, diese Probe zu bestehen.

In einem in der nordwestlichen Spitze von Artenak eingerichteten kleinen Fort war es, wo sich Silas Toronthal und Carpena im strengsten Gewahrsam befanden. Beide kannten sich, doch nur dem Namen nach, denn der Bankier hatte sich niemals direct in die sicilianischen Geschäfte Sarcany's gemischt. Es war auch eine Verordnung erlassen, dahin zielend, Beide nicht vermuthen zu lassen, daß sie sich zusammen in dem Fort befänden. Sie bewohnten zwei Kasematten, die von einander getrennt lagen, und sie verließen dieselben nur, um in abgesonderten Höfen frische Luft zu schöpfen. Auf die Treue Derjenigen, welche sie bewachten – es waren stets zwei Unterofficiere der Miliz von Antekirtta – konnte der Doctor zählen

und gewiß sein, daß kein Verkehr zwischen den beiden Gefangenen sich anbahnte.

Es war also keine Indiscretion zu befürchten, noch mehr: auf alle Fragen, die Silas Toronthal und Carpena, die Oertlichkeit ihres Aufenthaltes betreffend, stellten, war ihnen nie geantwortet worden und sollte es auch nicht werden. Nichts konnte weder den Einen noch den Anderen vermuthen lassen, daß sie in die Hände dieses geheimnißvollen Doctors Antekirtt gefallen waren, den der Bankier kannte, weil er ihn mehrfach in Ragusa zu Gesicht bekommen hatte.

Des Doctors unaufhörliche Beschäftigung war es, Sarcany ausfindig zu machen und ihn aufzuheben, wie es mit seinen beiden Genossen geschehen war. Am 16. October endlich, nachdem constatirt worden war, daß Silas Toronthal sich jetzt im Stande befände, auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, entschloß er sich, ein Verhör mit ihm anzustellen.

Zuvor hielt er eine Berathung über diesen Gegenstand mit Peter und Luigi ab, zu der auch Pointe Pescade gezogen wurde, dessen Ansichten nicht zu verachten waren.

Der Doctor machte sie mit seinem Vorhaben bekannt.

»Wenn man Silas Toronthal erkennen läßt, daß man Sarcany's Aufenthalt zu erfahren wünscht, warf Luigi ein, läßt man ihn da nicht gleich vermuthen, daß man sich seines Genossen bemächtigen will?

– Ja wohl, antwortete der Doctor, doch gibt es wohl nichts Gefährliches dabei, wenn er es weiß, da er uns nicht mehr entschlüpfen kann.

– Und doch, Herr Doctor, erwiderte ihm Luigi. Silas Toronthal kann der Meinung sein, daß es in seinem Interesse liegt, nichts zu sagen, was Sarcany schaden könnte.

– Und warum?

- Weil er sich selbst schaden würde.
- Ist mir eine Bemerkung gestattet? fragte Pointe Pescade, der sich ein wenig abseits hielt – aus Discretion.
- Gewiß, mein Freund, sagte der Doctor.
- Meine Herren, begann Pointe Pescade, ich glaube, daß bei der gegenwärtigen Trennung der beiden Gentlemen sie sich gegenseitig keine Schonung mehr aufzulegen brauchen. Herr Silas Toronthal muß Sarcany von ganzem Herzen verabscheuen, da er ihn an den Bettelstab gebracht hat. Wenn also Herr Toronthal weiß, wo Herr Sarcany sich augenblicklich befindet, wird er nicht zögern, es zu sagen – so denke ich wenigstens. Sollte er nichts sagen, so hat er eben nichts zu sagen.«

Dieses Raisonement entbehrte nicht einer gewissen Richtigkeit. Sehr wahrscheinlich würde der Bankier, im Falle er wußte, wohin Sarcany geflüchtet war, sich nicht für verpflichtet halten, Stillschweigen zu

beobachten, wenn sein eigener Vorthail es bedingen würde, dasselbe zu brechen.

»Wir werden heute noch wissen, woran wir uns zu halten haben, antwortete der Doctor, und mir soll es schon klar werden, ob Toronthal nichts weiß oder nichts wissen will. Doch da er noch nicht wissen darf, daß er in der Gewalt des Doctors Antekirtt sich befindet, da er ferner nicht wissen darf, daß Peter Bathory noch am Leben ist, so soll Luigi beauftragt werden, ihn auszuforschen.

– Ich stehe ganz zu Diensten, Herr Doctor!« erwiderte der junge Mann.

Luigi begab sich demgemäß in die Festung und wurde in die Kasematte geführt, welche Silas Toronthal zum Gefängnisse diente.

Der Bankier saß in einer Ecke an einem Tische. Er hatte soeben sein Bett verlassen. Sein moralischer Zustand hatte sich augenscheinlich noch nicht sehr gebessert. Er dachte jetzt zwar weder an seinen Ruin

noch an Sarcany. Was ihn weit directer beunruhigte, war, zu wissen, warum und an welchem Orte man ihn gefangen hat und wer die mächtige Persönlichkeit war, die ein Interesse daran hatte, sich seiner zu bemächtigen. Er wußte nur soweit zu denken, daß er Alles zu fürchten hätte.

Als er Luigi Ferrato sah, erhob er sich; doch auf ein Zeichen, welches dieser ihm gab, setzte er sich unverzüglich wieder. Es entspann sich nun folgendes kurze Verhör während Luigi's Besuch bei Silas Toronthal.

»Sie sind Silas Toronthal, einstmals Bankier in Triest und haben in der letzten Zeit in Ragusa Ihren Wohnsitz gehabt?

– Ich habe auf diese Frage nichts zu erwidern. Die, welche mich als Gefangenen zurückhalten, müssen wissen, wer ich bin.

– Sie wissen es.

– Wer sind sie?

- Sie werden es später erfahren.
- Und wer sind Sie?
- Ein Mann, der den Auftrag hat, Sie zu fragen.
- Von wem?
- Von denen, welchen Sie Rechenschaft schuldig sind.
- Noch einmal, wer sind dieselben?
- Ich habe nicht nöthig, es Ihnen zu sagen.
- In diesem Falle habe ich Ihnen auch nichts zu erwidern.
- Es sei! Sie waren in Monte Carlo mit einem Manne zusammen, den Sie schon seit Langem kannten und der seit Ihrer Abreise von Ragusa nicht von Ihrer Seite gewichen ist. Dieser Mann, ein Tripolitaner von Geburt, nennt sich Sarcany. Er ist entkommen, gerade als Sie auf der Landstraße nach Nizza festgenommen

wurden. Ich bin beauftragt, Sie zu fragen: Wissen Sie, wo sich gegenwärtig dieser Mann aufhält und wollen Sie es, wenn Sie es wissen, sagen?«

Silas Toronthal hütete sich wohl, darauf zu antworten. Wenn man wissen wollte, wo Sarcany war, so geschah es offenbar deshalb, um sich Sarcany's ebenso zu bemächtigen, wie man sich seiner bemächtigt hatte. Zu welchem Zwecke? Gemeinsamer Thaten aus ihrer Vergangenheit wegen und noch genauer ausgedrückt, Dinge wegen, die sich auf die Verschwörung von Triest bezogen? Doch wie sollten diese Vorgänge bekannt geworden sein und welcher Mann konnte ein Interesse daran haben, den Grafen Mathias Sandorf und seine beiden Freunde, die nun schon länger als fünfzehn Jahre todt waren, zu rächen? Das war es, was sich der Bankier zuerst fragte. Jedenfalls war die Annahme gerechtfertigt, daß er nicht dem Spruche einer regelrechten Gerichtsbarkeit unterworfen war, deren Thätigkeit sich auf ihn und seinen Genossen zu erstrecken

drohte – was ihn nur noch mehr beunruhigen mußte. Obwohl er nicht daran zweifelte, daß Sarcany nach Tetuan in das Haus Namir's geflüchtet war, woselbst er seine letzte Partie und in allernächster Zeit spielen wollte, entschloß er sich doch, nichts hierüber zu sagen. Wenn späterhin sein Interesse ihm befahl zu reden, würde er sprechen. Bis dahin war ihm sehr daran gelegen, sich äußerst reservirt zu verhalten.

»Nun? ... fragte Luigi, nachdem er dem Bankier Zeit zum Nachdenken gelassen hatte.

– Mein Herr, antwortete Silas Toronthal, ich könnte Ihnen antworten, daß ich weiß, wo Sarcany ist, von dem Sie mir sprechen und daß ich es nicht sagen will. In Wahrheit aber weiß ich wirklich nicht, wo er ist.

– Das ist Ihre einzige Antwort?

– Die einzige und wahre.«

Luigi zog sich hierauf zurück und erstattete dem Doctor Bericht über seine Unterhaltung mit Silas Toronthal. Da die Antwort des Bankiers im Grunde genommen nichts Anstößiges barg, so mußte man damit vorläufig zufrieden sein. Um Sarcany's Spur wieder aufzufinden, konnte also vorderhand nichts weiter geschehen, als die Nachforschungen zu vervielfältigen und dabei weder Geld noch Mühen zu sparen.

Während der Doctor auf irgend ein Anzeichen wartete, welches ihm erlaubte, den Feldzug auf's Neue zu eröffnen, hatte er sich mit Fragen zu beschäftigen, welche die Sicherheit Antekirttas sehr nahe angingen.

Es waren ihm insgeheim Nachrichten aus den afrikanischen Provinzen neuerdings zugegangen. Seine Agenten empfahlen ihm, die Küsten des Golfes der Sidra sorgfältig überwachen zu lassen. Nach ihren Meinungen schien die Genossenschaft der Senusisten ihre Streitkräfte an der tripolitanischen Grenze sammeln zu wollen.

Eine allgemeine Bewegung derselben ging allmählig den Gestaden der Syrten zu. Zwischen dem Großmeister und den verschiedenen Zauyas Nord-Afrikas fand ein Austausch von Meldungen mittelst reitender Boten statt. Aus dem Auslande anlangende Waffen wurden für Rechnung der Brüderschaft geliefert und ausgehändigt. Ein Zusammenziehen von Mannschaften vollzog sich ganz offenbar in dem Vilajet von Ben-Ghazi, also in der nächsten Nachbarschaft Antekirttas.

Zur Abwendung einer Gefahr, welche bedenklich werden konnte, mußte der Doctor alle Maßnahmen treffen, welche die Klugheit gebot. Während der drei letzten Wochen des Octobers unterstützten ihn Peter und Luigi wacker bei diesem Werke und auch alle Kolonisten standen ihm hilfreich zur Seite. Pointe Pescade wurde mehrfach heimlich an das afrikanische Gestade geschickt, um sich mit den Agenten ins Einvernehmen zu setzen. Es wurde constatirt, daß die Gefahr, welche die Insel bedrohte, nichts weniger als eine

imaginäre war. Die Piraten von Ben-Ghazi, unterstützt durch eine vollkommene Mobilisirung der Bundesbrüder der ganzen Provinz, bereiteten eine Expedition vor, deren Ziel die Insel Antekirtta war. Stand diese Expedition nahe bevor? Darüber war nichts zu erfahren. Jedenfalls befanden sich die Senusistenführer noch in ihren südlichen Vilajets, und es war mehr als wahrscheinlich, daß keine wichtige Unternehmung ohne ihre persönliche Leitung zur Ausführung gebracht würde. Deshalb auch hatten die »Electrics« den Befehl erhalten, in den Gewässern des Meeres der Syrten zu kreuzen, um sowohl die Küsten der Cyrrhenäischen Halbinsel und von Tripolis, als auch das Gestade von Tunesien bis zum Kap Bon zu beobachten.

Die Vorbereitungen zur Vertheidigung der Insel waren, wie man weiß, noch nicht beendet. Wenn es auch nicht möglich war, sie in absehbarer Zeit zu Ende zu führen, so waren doch wenigstens Vorräthe an Munition jeder Gattung in dem Arsenalen von Antekirtta überaus reichlich vorhanden.

Antekirtta, welches von den Küsten der Cyrrhenäischen Halbinsel an zwanzig Meilen entfernt liegt, wäre vollständig isolirt im Innern dieses Golfes, wenn nicht ein Eiland, bekannt unter dem Namen Eiland Kencraf, welches ungefähr dreihundert Meter im Umkreise mißt, zwei Meilen vor seiner südöstlichen Spitze auftauchen würde. Dieses Eiland sollte nach des Doctors Idee als Deportationsort dienen, wenn jemals ein Kolonist diese Strafe verdiente; diese Verbannung würde dann von dem regulären Gerichtshof der Insel über den Betreffenden verhängt werden – ein Fall, der sich aber bis dahin noch nicht ereignet hatte. Zu diesem Zwecke waren auf dem Eilande einige Baracken aufgeführt worden.

Das Eiland Kencraf war aber durchaus unbefestigt, und falls eine feindliche Flotte Antekirtta angriff, bildete es lediglich durch seine Lage eine Gefahr für die Insel. Es genügte dort zu landen, um aus dem Eiland eine solide Operationsbasis zu machen. Neben der Bequemlichkeit, die es als

Niederlage von Lebensmitteln und Munition bot und neben der Möglichkeit, eine Batterie dort zu errichten, konnte es für die Belagerer ein sehr ernsthafter Stützpunkt werden; es wäre weit besser gewesen, es hätte nicht existirt, da die Zeit fehlte, es in Vertheidigungszustand zu setzen.

Die Lage des Eilandes Kencraf und die Vortheile, welche ein Feind aus ihm gegen Antekirtta ziehen konnte, beunruhigten den Doctor unablässig. Nachdem er Alles reiflich erwogen hatte, entschloß er sich, es zu zerstören, zu gleicher Zeit aber diese Sprengung mit der Vernichtung von einigen hundert Seeräubern, die vielleicht die Kühnheit haben würden, sich auf Kencraf festzusetzen, zu verbinden.

Dieser Plan gelangte zur sofortigen Ausführung. Durch vollständige Durchgrabung des Erdreiches des Eilandes wurde dasselbe schnell zu einer großen Minenkammer umgewandelt und mit Antekirtta durch einen unterseeischen Draht

in Verbindung gesetzt. Ein elektrischer Strom, der durch diesen Draht geleitet wurde, war ausreichend, jede Spur ihres einstigen Daseins von der Oberfläche des Meeres verschwinden zu lassen.

Weder mit gewöhnlichem Pulver, weder mit Schießbaumwolle noch mit Dynamit wollte der Doctor diese furchtbare Zerstörungskraft entwickeln. Er kannte die Zusammensetzung eines neuen Explosionsstoffes, der neuerdings entdeckt worden war und dessen zerstörende Eigenschaften so bedeutende sind, daß man wohl sagen kann, er ist im Vergleich zum Dynamit das, was das Dynamit im Vergleich zum gewöhnlichen Pulver ist. Viel handlicher als das Nitro-Glycerin, viel transportabler, weil es nur die Anwendung von zwei isolirten Flüssigkeiten erfordert, deren Mischung sich erst im Augenblicke des Gebrauches bildet, viel widerstandsfähiger gegen das Einfrieren bis zu zwanzig Graden unter Null, während das Dynamit schon bei fünf oder sechs Graden erstarrt, und nur durch einen heftigen Stoff

explodirbar wie das Zündhütchen, ist dieses Mittel ebenso furchtbar als einfach in seiner Anwendung.

Wie erhält man es? Lediglich durch die Thätigkeit des anhydrischen und reinen Salpeteroxyd im flüssigen Zustande auf diverse kohlenstoffhaltige, mit mineralischen Oelen durchsetzte, vegetabilische, animalische oder Theile von anderen Fettsubstanzen enthaltende Körper. Aus diesen beiden Flüssigkeiten, die von einander getrennt unschädlich sind und sich in einander auflösen, macht man eine einzige in der gewünschten Menge, wie man eine Wasser- oder Weinmischung herstellen würde. Eine Gefahr bei der Herstellung existirt nicht. Das ist das Panclastit, ein Wort, welches »Alles brechend« bedeutet, und es bricht in Wahrheit auch Alles.

Dieses Zerstörungsmittel wurde in Form zahlreicher Flatterminen in das Erdreich des Eilandes gesenkt. Mit Hilfe des unterseeischen Drahtes von Antekirtta, der

den elektrischen Funken auf die Zündhütchen übertragen sollte, mit denen jede Mine versehen war, konnte die Explosion sofort erfolgen. Da es sich jedoch ereignen konnte, daß der Leitungsdraht nicht functionirte durch irgend welche Zufälligkeiten, so waren im Uebermaße der Vorsicht eine gewisse Anzahl Apparate in den festen Boden des Eilandes eingelassen und untereinander durch verschiedene unterirdische Drähte verbunden worden. Es genügte, daß ein Fuß zufällig auf der Erdoberfläche die Plättchen eines dieser Apparate streifte, um die Kette zu schließen, den Strom zu erzeugen und die Explosion hervorzurufen. Es war also mit Leichtigkeit die völlige Zerstörung des Eilandes Kencraf zu bewirken, wenn zahlreiche Angreifer dort landeten.

Diese Arbeiten waren in den ersten Tagen des November bereits weit vorgeschritten, als ein Zwischenfall eintrat, der den Doctor zwang, die Insel auf einige Tage zu verlassen.

Am 3. November Früh warf der Dampfer, der zum Kohlentransporte zwischen Cardiff und Antekirtta diente, im Hafen dieser Insel Anker. Unwetter hatte ihn gezwungen, während seiner Ueberfahrt Schutz in Gibraltar zu suchen. Dort fand der Kapitän einen postlagernden Brief vor, der an die Adresse des Doctors gerichtet war. Dieser Brief war schon eine geraume Zeit hindurch von Postanstalt zu Postanstalt längs der Küste des mittelländischen Meeres gesandt worden, ohne indessen seinen Adressaten erreichen zu können.

Der Doctor nahm diesen Brief, dessen Umhüllung die Poststempel von Malta, Catania, Ragusa, Ceuta, Otranto, Malaga und Gibraltar trug.

Die Aufschrift – unbeholfene, in zitternden Formen geschriebene Buchstaben – verrieth eine Hand, welche nicht mehr die Uebung, vielleicht auch nicht mehr die Kraft zum Schreiben hatte. Ueberdies trug die Adresse nur einen Namen, den des Doctors, mit folgender, rührender Empfehlung:

»Herrn Doctor Antekirtt.

Durch die Güte Gottes.«

Der Doctor erbrach die Umhüllung und öffnete den Brief – ein schon vergilbtes Blatt Papier. Er las:

»Herr Doctor!

Möge Gott diesen Brief in Ihre Hände fallen lassen! ... Ich bin schon sehr alt ... Ich kann sterben ... Sie wird allein auf Erden stehen ... Haben Sie auf die letzten Tage eines so schmerzreichen Lebens Mitleid mit Frau Bathory! ... Kommen Sie ihr zu Hilfe ... Kommen Sie!

Ihr ergebener Diener
Borik.«

Dann in einer Ecke: »Carthago« und darunter die Worte »Regentschaft Tunis«.

Der Doctor befand sich allein im Stadthause, als er Kenntniß von dem Inhalte dieses Briefes nahm. Es war ein

Schrei der Freude und der Hoffnungslosigkeit, der ihm zu gleicher Zeit entfloß – der Freude, weil er endlich die Spuren von Frau Bathory wiedergefunden hatte – der Hoffnungslosigkeit oder vielmehr der Furcht, denn die Poststempel zeigten an, daß der Brief schon vor einem Monat geschrieben worden war.

Luigi wurde sofort bestellt.

»Luigi, sagte der Doctor, benachrichtige Kapitän Köstrik, er solle Alles vorbereiten, daß der »Ferrato« in zwei Stunden unter Dampf sein kann.

– In zwei Stunden wird er in See stechen können, antwortete Luigi. Geschieht es zu Ihrem eigenen Dienst?

– Ja!

– Handelt es sich um eine weite Ueberfahrt?

- Nur von drei oder vier Tagen.
- Sie reisen allein?
- Nein! Bemühe Dich Peter aufzusuchen und sage ihm, er solle sich bereit halten, mich zu begleiten.
- Peter ist im Augenblick nicht hier, doch wird er noch vor einer Stunde von den Arbeiten auf Kencraf zurückgekehrt sein.
- Ich wünsche auch, daß Deine Schwester sich mit uns einschiffet, Luigi. Sie möchte ihre Vorbereitungen zur Abreise unverzüglich treffen.
- Sofort.«

Luigi ging fort, um die erhaltenen Befehle zur Ausführung zu bringen.

Eine Stunde später betrat Peter das Stadthaus.

»Lies!« sagte der Doctor.

Und er reichte ihm Borik's Brief hin.

VI. Die Erscheinung.

Die Dampfyacht ging um Mittag unter den Befehlen des Kapitäns Köstrik und des zweiten Lieutenants Luigi Ferrato in See. Sie hatte nur den Doctor, Peter und Maria als Passagiere an Bord, welche Letztere beauftragt war, Frau Bathory ihre Sorgfalt angedeihen zu lassen, für den Fall es unmöglich sein sollte, sie unverzüglich von Carthago nach Antekirtta zu befördern.

Man begreift, ohne daß ein directer Hinweis eigentlich noch nöthig wäre, die Herzensbeklemmungen Peter's. Er wußte, wo seine Mutter sich befand, er sollte sie wiedersehen! ... Doch warum hatte Borik sie Hals über Kopf von Ragusa fort und an die ferne Küste Tunesiens geführt? In welchem Elend würde man Beide antreffen?

Maria erwiderte auf die Klagen, die Peter vor ihr ausschüttete, unablässig mit Worten

der Hoffnung und des Trostes. Sie fühlte jedenfalls etwas vom Walten der Vorsehung in der Thatsache, daß der Brief Borik's beim Doctor eingetroffen war.

Es war Befehl gegeben worden, den »Ferrato« das Maximum von Schnelligkeit entfalten zu lassen. Mit Hilfe seiner Heizapparate legte er durchschnittlich fünfzehn Meilen in der Stunde zurück. Die Entfernung zwischen dem Golfe der Sidra und Kap Bon, welches auf der äußersten Nordostspitze der tunesischen Küste gelegen ist, beträgt höchstens tausend Kilometer; von Kap Bon bis La Golette, das den Hafen von Tunis bildet, brauchte die schnell fahrende Dampfyacht nur anderthalb Stunden zur Ueberfahrt. In dreißig Stunden, vorausgesetzt, daß kein Sturm oder ein Unfall die Fahrt verlangsamte, konnte der »Ferrato« an seinem Bestimmungsorte anlangen.

Das Meer war außerhalb des Golfes ruhig, aber der Wind kam aus Nordwest, ohne eine Neigung zum Stärkerwerden zu

verrathen. Kapitän Köstrik steuerte etwas unterhalb von Kap Bon auf die Küste zu, um bequemer den Schutz des Landes zu erreichen, für den Fall, daß die Brise plötzlich auffrischte. Er mußte also die Insel Pantellaria vollständig abseits liegen lassen, welche sich ungefähr auf halbem Wege zwischen Malta und Kap Bon erhebt, da er die Absicht hegte, so dicht als möglich am Kap vorüber zu fahren.

Außerhalb des Golfes der Sidra buchtet sich die Küste breit nach Westen aus und beschreibt eine Curve mit großem Radius. Dort entwickelt sich specieller das Gestade der Regentschaft Tripolis, das bis zum Golf von Gabes, zwischen der Insel Dscherba und der Stadt Sfax hinaufreicht; dann wendet sich die Küste wieder ein wenig nach Osten gegen Kap Dinias, um den Golf von Hammamet zu bilden, und dann entwickelt sie sich nach Süden und Norden bis zum Kap Bon.

Also genau genommen richtete der »Ferrato« auf den Golf von Hammamet zu

seiner Fahrt. Dort mußte er zuerst das Land doubliren, so zwar, daß er es bis La Golette nicht mehr zu verlassen brauchte.

Während des 3. November und der darauf folgenden Nacht schollen die Wogen der offenen See sichtbar an. Es gehört nicht viel Wind dazu, um das Meer der Syrten aufrührerisch zu machen, durch welches die eigensinnigsten Strömungen des Mittelmeeres ihren Weg nehmen. Am folgenden Morgen gegen acht Uhr wurde bereits, genau in der Höhe von Kap Dinias, Land gemeldet und unter dem Schutze der hohen Küste ging die Weiterfahrt glatt und schnell von Statten.

Der »Ferrato« hielt knapp zwei Meilen vom Lande ab und man konnte daher von ihm aus viele Einzelheiten an demselben erkennen. Jenseits des Golfes von Hammamet, in der Breite von Kelibia, dampfte er noch näher an die kleine Rhede von Sidi-Yusuf heran, welche im Norden von einer langen Reihe dicht stehender Klippen geschützt wird.

Rückwärts breitet sich ein herrlicher Sandstrand aus. Dahinter schließt sich eine Reihenfolge von Hügeln an, welche mit kleinen, verkrüppelten Staudengewächsen bedeckt sind; sie entsprossen einem Boden, der an Steinen reicher ist als an treibendem Erdreich. Im Hintergrunde schließen sich hohe Berge den »Djebels« an, welche die Gebirge des inneren Landes bilden. Hier und dort verliert sich ein verlassener Marabut, wie ein weißer Fleck in das Grün der fernen Höhenzüge. Im Vordergrund tauchte ein kleines, in Ruinen liegendes Fort auf, weiter oben erhebt sich ein in besserem Zustande befindliches Fort auf dem Hügel, der im Norden die Bucht von Sidi-Yusuf abschließt.

Die Ortschaft war keineswegs öde. Unter dem Schutze der Klippen ankerten mehrere Schiffe der Levante, Schebecken und Polaken, in der Entfernung einer halben Ankerlänge vor der Küste über einer Tiefe von fünf oder sechs Fäden. Die Klarheit dieser grünen Gewässer ist indessen eine so bedeutende, daß man deutlich den Grund

aus schwarzen Steinen mit leicht darüber hingestreuten Streifen Sandes sah, in dem die Anker hafteten. Die Fluth gab ihren Widerschein in phantastischen Formen wieder.

Längs des Ufers, am Fuße der kleinen mit Mastixbäumen und Tamarinden bestandenen Dünen, zeigte ein aus etwa zwanzig Gurbis bestehender Duar seine Zelte aus ungebleichter gelbgestreifter Leinwand. Es sah aus, als wäre ein ungeheurer arabischer Mantel unordentlich auf das Ufer geworfen worden. Außerhalb der Falten dieses Mantels weideten Hammel und Ziegen; sie sahen von Weitem wie dicke schwarze Raben aus, die ein einziger Flintenschuß auseinander sprengen kann. Ein Dutzend Kameele, von denen die einen sich in den Sand ausgestreckt hatten, während die anderen unbeweglich dastanden, als wären sie versteinert worden, wiederkäuten nahe einer Klippenreihe, welche als Anlege-Quai dienen konnte.

Der Doctor konnte beim Vorüberfahren an der Rhede von Sidi-Yusuf beobachten, wie man Munitionen, Waffen, ja selbst einige kleine Feldgeschütze ausschiffte. In Folge ihrer abseitigen Lage auf den Grenzgestaden der Regentschaft Tunis eignete sich die Rhede von Sidi-Yusuf nur zu gut zur Landung solcher Contrebande.

Luigi machte den Doctor ebenfalls auf die Ausschiffung der genannten Gegenstände an dieser Küste aufmerksam.

»Ja, Luigi, antwortete dieser, wenn ich mich nicht täusche, sind es Araber, welche die Lieferung von Kriegsmaterial in Empfang nehmen. Ich weiß bereits zu viel, als daß ich mich noch bei dem Glauben beruhigen könnte, diese Waffen seien für die Bergbewohner bestimmt, zu ihrer Vertheidigung gegen die französischen Truppen, welche jetzt in Tunesien gelandet werden. Es muß leider angenommen werden, daß die Lieferung für Rechnung der zahlreichen Verbündeten der Senusisten vor sich geht, dieser Land- und Seeräuber,

die sich augenblicklich auf der Cyrrhenäischen Halbinsel zu sammeln beginnen. Ich glaube sogar unter diesen Arabern viel mehr Typen aus dem Innern Afrikas als aus den tunesischen Provinzen zu erkennen.

– Widersetzen sich denn die Behörden der Regentschaft, wenigstens die französischen Autoritäten nicht dieser Einschmuggelei von Waffen und Munition? fragte Luigi.

– Man weiß in Tunis wohl kaum, was auf dieser Seite des Kaps Bon geschieht, antwortete der Doctor, und wenn die Franzosen selbst Herren von Tunesien sein werden, steht es leider zu befürchten, daß dieser ganze östliche Abhang der Djebels ihnen auf lange hinaus noch entschlüpft. Wie dem auch immer sei, diese Waare scheint mir sehr verdächtig und würde die Schnelligkeit unseres »Ferrato« uns nicht vor jedem Angriffe sicher stellen, so würde jene Flottille gewiß nicht gezögert haben, auf uns loszugehen.«

Wenn die Araber wirklich die Gedanken hegten, welche ihnen der Doctor unterschob, so war in der That nichts zu befürchten. Die Dampfyacht hatte in weniger als einer halben Stunde die kleine Rhede von Sidi-Yusuf durchmessen. Nachdem sie die Spitze von Kap Bon erreicht hatte, das so massiv aus dem tunesischen Festlande herausgearbeitet ist, doublierte sie schnell den Leuchthurm auf seinem äußersten Ende, das ganze wundervolle System von starrenden Klippen.

Der »Ferrato« dampfte mit voller Geschwindigkeit durch den Golf von Tunis, den man zwischen Kap Bon und Kap Carthago liegend versteht. Zu seiner Linken entwickelte sich die Reihe der Abhänge des Djebels Bon-Karnin, des Djebels Rossas und des Djebels Zaghuan mit einigen Ortschaften, welche hier und dort in den Grund der Schluchten hineingebaut sind. Rechts schimmerte im ganzen Glanze des arabischen Kasbah im vollen Sonnenlichte die heilige Stadt Sidi-Bu-Saïd, die vielleicht

eine der Vorstädte des alten Carthago ist. Weiter hinten stieg Tunis, weiß erglänzend in der Sonne über dem See von Bahira auf, ein wenig rückwärts von dem Arm, den La Golette allen den von den europäischen Packetbooten Ausgeschifften entgegenstreckt.

In einer Entfernung von zwei oder drei Meilen vom Hafen ankerte ein Geschwader französischer Kriegsschiffe; weiter dem Lande zu schaukelten einige Handelsschiffe vor ihren Ketten; ihre verschiedenen Flaggen gaben der Rhede ein buntes Aussehen.

Es war ein Uhr, als der »Ferrato« die Anker warf, drei Längen vor dem Hafen La Golette. Nachdem die üblichen Formalitäten erfüllt waren, wurde den Passagieren der Dampfyacht der freie Zutritt zum Festlande gewährt. Der Doctor, Peter, Luigi und seine Schwester nahmen in dem Schiffsboote Platz, welches sofort abstieß. Nachdem es den Molo passirt hatte, glitt es durch den schmalen Canal, der stets

von an beiden Seiten des Quais ankernden Schiffen dicht gefüllt ist, und langte vor dem unregelmäßigen, mit Bäumen bepflanzten, von Landhäusern, Agenturen, Café's eingerahmten Platze an, auf dem Malteser, Juden, Araber, französische Soldaten und Eingeborene durcheinander wimmeln, vor dem Eingange zur Hauptstraße von La Golette ...

Der Brief von Borik war aus Carthago datirt, und dieser Name, nebst einigen auf der Erdoberfläche zerstreut liegenden Ruinen ist Alles, was von der Stadt Hannibal's übrig geblieben ist.

Um an die Küste von Carthago zu kommen, braucht man nicht die kleine italienische Eisenbahn zu benutzen, die La Golette und Tunis verbindet und an dem See von Bahira herum führt. Entweder am Ufer entlang, dessen fester und harter Sand den Fußgängern einen vortrefflichen Fußpfad bietet, oder auf einer staubigen Straße, die etwas weiter zurück durch die Ebene geführt ist, langt man bequem an den Fuß

des Hügels, der die Kapelle des heiligen Ludwig und das Kloster der algerischen Missionäre trägt.

Als der Doctor und seine Begleiter ausstiegen, befanden sich gerade mehrere Wagen, mit kleinen Pferden davor, wartend auf dem Platze. Im Handumdrehen hatte man den einen dieser Wagen bestiegen und dem Kutscher Befehl ertheilt, in möglichster Eile nach Carthago zu fahren. Der Wagen durchfuhr im schnellsten Trab seiner Pferde die Hauptstraße von La Golette und passirte die prächtigen Landhäuser, welche die reichen Tunesen während der großen Hitze bewohnen, ferner die Paläste von Keradine und Mustapha, die sich an der Küste, an den Eingängen zu den alten Häfen der carthaginienischen Hauptstadt erheben. Vor mehr als zweitausend Jahren bedeckte die Nebenbuhlerin Roms diese ganze Uferstrecke, von der Spitze von La Golette bis zum Kap, welches jetzt noch ihren Namen trägt.

Die auf einem kleinen, zweihundert Fuß hohen Hügel erbaute Kapelle des heiligen Ludwig erhebt sich auf demselben Platze, auf welchem, wie festgestellt ist, der König von Frankreich im Jahre 1270 gestorben ist. Sie nimmt den Mittelpunkt einer kleinen Anlage ein, die mehr antike Scherben, architektonische Fragmente, Bruchstücke von Statuen, Vasen, Säulen, Inschriften, Capitälern, Pfeilern als Bäume oder Gebüsche zählt. Dahinter befindet sich das Kloster der Missionäre, deren Prior augenblicklich der Vater Delattre, ein gelehrter Archäologe, ist. Von der Höhe dieser Anlage beherrscht man die ganze Sandküste, von Kap Carthago an bis zu den ersten Häusern von La Golette.

Am Fuße des Hügels erheben sich einige Paläste arabischer Bauart mit Säulenreihen nach englischer Mode; sie spiegeln im Meere ihre eleganten Verpfählungen wieder, an denen die Boote der Rhede anlegen können. Jenseits liegt der herrliche Golf, dessen sämtliche Vorgebirge, Kaps,

Bergzüge in Ermangelung von Ruinen mit geschichtlichen Erinnerungen bedacht sind.

Neben den Palästen und Landhäusern, welche sich bis an die Stelle der alten Kriegs- und Handelshäfen hin erheben, findet man auch hier und dort, in den Falten der Hügel verstreut, inmitten der Steingerölle auf einem grauen und der Cultur fast unzugänglichen Boden, elende Häuschen, in denen die Armen der Umgebung wohnen. Die Meisten von ihnen kennen kein anderes Gewerbe, als auf der Erdoberfläche oder innerhalb der obersten Bodenlage, mehr oder weniger kostbare Scherben aus der carthaginienischen Zeit, Bronzen, Edelsteine, Töpfereien, Medaillen, Geldstücke zu suchen, die das Kloster ihnen für sein archäologisches Museum gern abkauft – weit mehr aus Mitleid als aus Bedürfniß.

Einige dieser Unterschlüpfe haben nur zwei oder drei Mauerwände. Man könnte sie Ruinen von Marabuts nennen, die in dem

Klima dieses sonnenreichen Gestades weiß geblieben sind.

Der Doctor und seine Gefährten fuhren von einem dieser Häuschen zum anderen und besichtigten sie alle; sie suchten die Behausung von Frau Bathory, mochten aber nicht glauben, daß sie bis zu diesem Grade des Elends gesunken war.

Plötzlich hielt der Wagen vor einer zerfetzten Behausung, deren Thür nur einem Loche glich, das in die halb von dem Grün der Pflanzen verdeckte Mauer gestoßen war.

Eine alte Frau, deren Kopf eine schwarze Kappe bedeckte, saß vor dieser Thür.

Peter hatte sie sofort wiedererkannt! – Er hatte einen Schrei ausgestoßen! ... Es war seine Mutter! ... Er stürzte zu ihr, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und schloß sie in seine Arme ... Doch sie erwiderte nicht seine Liebkosungen, sie schien ihn nicht wiederzuerkennen.

»Mutter! ... Mutter!« rief er, während der Doctor, Luigi, seine Schwester sich um sie drängten.

Um die Ecke der Ruine trat in diesem Augenblicke ein Greis.

Es war Borik.

Er erkannte zuerst den Doctor Antekirtt und seine Knie beugten sich. Dann bemerkte er Peter ... Peter, dessen Leichenzuge er bis auf den Friedhof von Ragusa gefolgt war ... Das war zu viel für ihn. Er fiel, ohne eine Bewegung von sich zu geben, um, nur seine Lippen stammelten noch die Worte:

»Sie hat keinen Verstand mehr!«

Jetzt, wo der Sohn seine Mutter wiederfand, war nur noch ein träger, bewußtlos handelnder Körper von ihr übrig. Der Anblick ihres Kindes, das sie todt glauben mußte, welches plötzlich vor ihren Augen auftauchte, war nicht einmal im Stande, ihr

die Erinnerung an die Vergangenheit
wiederzugeben.

Frau Bathory hatte sich erhoben, ihre
Augen blickten verstört, aber doch lebhaft.
Ohne irgend etwas gesehen, ohne ein Wort
gesprochen zu haben, ging sie in den
Marabut zurück, wohin ihr Maria auf einen
Wink des Doctors folgte.

Peter war unbeweglich vor der Thür stehen
geblieben, er war unfähig und wagte nicht
einen Schritt zu thun.

Inzwischen hatte Borik durch die
Bemühungen des Doctors sein Bewußtsein
wiedererlangt.

»Sie, Herr Peter, Sie ... am Leben! rief er
aus.

– Ja, antwortete dieser, ja, lebend ...
wenngleich ich wünschte, todt zu sein!«

Der Doctor klärte mit wenigen Worten
Borik über die Vorgänge in Ragusa auf.

Dann erzählte der alte Diener seinerseits unter großer Anstrengung von den zwei Monaten ihres Elends.

»Vor allen Dingen, fragte der Doctor zunächst, hat der Tod ihres Sohnes Frau Bathory um den Verstand gebracht?

– Nein, Herr, nein,« antwortete Borik.

Er erzählte Folgendes.

Frau Bathory, die damals allein auf Erden stand, hatte Ragusa verlassen und sich in dem Dorfe Vinticello niedergelassen, woselbst noch einige Glieder ihrer Familie wohnten. Während dieser Zeit war man darauf bedacht, das Wenige zu veräußern, was noch in dem kleinen Hause ihr Eigenthum war, denn sie wollte es nicht länger bewohnen.

Sie kam deshalb sechs Wochen später in Borik's Begleitung nach Ragusa zurück, um ihre Geschäfte abzuwickeln, und als sie in der Marinella-Straße angelangt war, fand

sie in dem Briefkasten am Hause ein Schreiben vor.

Sie las diesen Brief und stieß einen Schrei aus, gerade so, als ob der Inhalt ihrer Vernunft den ersten Stoß gegeben hätte, dann eilte sie die Straße hinunter in den Stradone, überschritt diesen und klopfte an die Thür des Hotels Toronthal, welche sich sofort öffnete.

»Des Hotels Toronthal? rief Peter.

– Ja! erwiderte Borik, und als ich Frau Bathory eingeholt hatte, erkannte sie mich nicht mehr ... Sie war ...

– Warum war nur meine Mutter in das Hotel Toronthal geeilt? ... Ja ... warum? wiederholte Peter, der den alten Diener betrachtete, als wäre er nicht im Stande, dessen Worte zu begreifen.

– Sie wollte jedenfalls Herrn Toronthal sprechen, antwortete Borik, Herr Toronthal aber hatte zwei Tage vorher mit seiner

Tochter das Hotel verlassen; man wußte nicht, wohin er gereist war.

– Und dieser Brief ... dieser Brief?

– Ich habe ihn nicht wiederfinden können, Herr Peter, antwortete der Greis. Sei es, daß ihn Frau Bathory verloren oder zerstört hat, sei es, daß man ihn ihr genommen hat, kurz, ich habe nie erfahren, was er enthielt.«

Es gab hier also ein Geheimniß. Der Doctor, welcher dem Berichte zugehört hatte, ohne ein Wort hineinzureden, wußte sich diesen Schritt der Frau Bathory nicht zu enträthseln. Welcher befehlerische Beweggrund hatte sie nach dem Hotel im Stradone hintreiben können, das sie vor allen anderen Dingen hätte meiden müssen und warum hatte sie, als sie das Verschwinden von Silas Toronthal hörte, eine so heftige Erschütterung erlitten, daß sie den Verstand verlor?

Die Erzählung des alten Dieners war in wenigen Minuten beendet. Nachdem es ihm geglückt war, den Zustand der Frau Bathory zu verheimlichen, beschäftigte er sich damit, die letzten Habseligkeiten, die ihr geblieben waren, zu veräußern. Der nur still und sanft sich äußernde Wahnsinn der unglücklichen Frau Bathory hatte es ihm ermöglicht, jeden Verdacht zu vermeiden. Er wollte nichts anderes, als Ragusa verlassen und gleichviel wohin flüchten, unter der Bedingung, daß dieser Ort fern von dieser verwünschten Stadt lag. Einige Tage später gelang es ihm, sich mit Frau Bathory auf einem der Packetboote einzuschiffen, welche den Dienst an den Küsten des Mittelmeeres versehen und auf diese Weise kam er nach Tunis oder vielmehr nach La Golette. Hier beschloß er, sich festzusetzen.

In den Ruinen dieses verlassenen Marabuts widmete der Greis sich vollständig der Pflege, die der geistige Zustand der Frau Bathory beanspruchte, welche mit der Vernunft zugleich auch die Rede verloren

zu haben schien. Doch seine Hilfsquellen waren so winziger Natur, daß er den Augenblick herannahen sah, in welchem Beide auf die letzte Stufe des Elends gesunken sein würden.

In dieser Lage erinnerte sich der alte Diener des Doctors Antekirtt und des Interesses, welches diesem die Familie Bathory stets eingeflößt hatte. Doch Borik wußte nicht, wo sich der Doctor ständig aufhielt. Er schrieb ihm indessen und diesen Brief, der einen Verzweiflungsschrei enthielt, vertraute er dem Walten der Vorsehung an. Es schien, als ob die Vorsehung eine gute Postbehörde war, denn der Brief war, wie bekannt, an seine Adresse gelangt.

Ueber das, was jetzt zu thun war, konnte kein Zweifel herrschen. Frau Bathory, die sich nicht im Geringsten sträubte, wurde zum Wagen geführt, in welchem sie mit ihrem Sohne, Borik und Maria Platz nahm, welche sie nicht mehr verlassen sollte. Während der Wagen dann den Weg nach La

Golette einschlug, kehrten der Doctor und Luigi dahin zu Fuß längs des Ufers zurück.

Eine Stunde später schifften sich Alle auf der Dampfyacht ein, die unter Dampf geblieben war. Der Anker wurde sofort emporgewunden, und sobald der »Ferrato« Kap Bon doublirt hatte, kam er in den Bereich der Leuchtfeuer von Pantellaria. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch warf er im Hafen von Antekirtta Anker.

Frau Bathory wurde sofort an das Land gebracht und nach Artenak in eines der Zimmer des Stadthauses überführt; Maria verließ sogar ihr Haus, um in der Nähe derselben weilen zu können.

Welch neuer Gegenstand für den Schmerz Peter Bathory's! Seine Mutter ihrer Vernunft beraubt, seine Mutter wahnsinnig geworden unter Umständen, die jedenfalls unerklärlich bleiben würden! Wenn die Ursache dieses Wahnsinnes bekannt gewesen wäre, so hätte man vielleicht doch eine heilsame Reaction herbeiführen

können. Aber man wußte nichts, man konnte nichts wissen.

»Sie muß geheilt werden! ... Ja ... sie muß!« sagte sich der Doctor, der sich dieser Aufgabe völlig widmete.

Ein schwieriges Unterfangen, denn Frau Bathory blieb unablässig in vollständigem Unbewußtsein ihrer Verrichtungen und niemals stieg eine Erinnerung an die Vergangenheit in ihr auf.

War der Fall nicht ganz dazu angethan, die Macht der Gedankeneingebung, welche der Doctor in einem so hohen Grade besaß und von der er schon so unleugbare Beweise gegeben hatte, zu erproben, um den geistigen Zustand Frau Bathory's aufzubessern? Konnte man nicht mittelst magnetischen Einflusses die Vernunft in ihr wachrufen und sie erhalten, bis die Reaction sich vollzogen hatte?

Peter Bathory beschwor den Doctor, selbst das Unmögliche zur Heilung seiner Mutter

zu versuchen.

»Nein, meinte der Doctor, es kann nicht gelingen. Die Irren sind die widerspenstigsten Versuchsobjecte auf diesem Gebiete der Willensübertragung. Um diesen Einfluß zu erproben, müßte Deine Mutter, lieber Peter, noch einen persönlichen Willen haben, dem ich den meinigen unterschieben könnte. Ich wiederhole Dir, ich könnte auf sie keine Wirkung ausüben!

– Nein! ... Ich kann die Nichtigkeit des Gesagten nicht zugestehen, antwortete Peter, der sich nicht zufrieden geben konnte. Ich muß daran festhalten, daß eines Tages meine Mutter ihren Sohn wiedererkennen wird ... ihren Sohn, den sie für todt hält! ...

– Ja ... den sie für todt hält! erwiderte der Doctor. Halt ... vielleicht wenn sie Dich am Leben glaubt ... oder wenn sie vor Dein Grab geführt, Dich plötzlich auftauchen sähe ...«

Der Doctor hielt diesen Gedanken fest.
Warum sollte solch eine moralische
Erschütterung nicht ohne Einfluß auf den
Geist Frau Bathory's sein, wenn sie unter
günstigen Bedingungen sich vollzog.

»Ich werde den Versuch machen,« rief der
Doctor.

Als er Peter erklärt, auf welche Probe sich
seine Hoffnung, dessen Mutter heilen zu
können, aufbaute, fiel ihm dieser in die
Arme.

Von dem Tage an war es Beider Sorge, die
Scenerie, welche den Versuch begünstigen
sollte, vorzubereiten. Es handelte sich um
nichts Geringeres, als in Frau Bathory die
Wirkungen der Erinnerung wieder lebendig
zu machen, die durch ihren gegenwärtigen
Zustand vernichtet worden waren, und das
unter solchen Umständen, daß eine
Reaction in ihrem Geiste Platz greifen
konnte.

Der Doctor nahm Borik's und Pointe Pescade's Mithilfe in Anspruch, um mit einer peinlichen Genauigkeit die Anlage des Kirchhofes in Ragusa und die Form des Grabmonumentes, welches der Familie Bathory als Grabstätte diene, neuerstehen zu lassen.

Bald erhob sich auf dem Kirchhofe der Insel, eine Meile von Artenak entfernt, unter einer Gruppe grüner Bäume eine kleine Kapelle, bis auf Kleinigkeiten fast genau derjenigen in Ragusa gleichend. Es galt nun, alles so zu ordnen, daß die Aehnlichkeit der beiden Denkmäler eine noch in die Augen fallendere wurde. In die Mauer wurde eine Tafel von schwarzem Marmor eingelassen, welche den Namen Stephan Bathory und die Jahreszahl 1867 trug.

Am 13. November schien der geeignete Augenblick gekommen zu sein, in welchem die vorbereitenden Proben behufs Wiedererweckung der Vernunft Frau

Bathory's durch fast unmerkliche Steigerungen begonnen werden konnten.

Gegen sieben Uhr Abends nahm Maria, begleitet von Borik, die Witwe am Arm. Sie verließ mit ihr das Stadthaus und führte sie über das Feld nach dem Kirchhofe. Dort vor der Stufe zur Kapelle blieb Frau Bathory still und stumm, wie sie immer war, stehen, obwohl eine Lampe, welche das Innere des Grabmonumentes hell beleuchtete, den in die Marmorplatte eingelassenen Namen Stephan Bathory's deutlich erkennen ließ. Nur als Maria und der Greis auf den Stufen niedergekniet waren, machte sich in ihren Blicken ein Aufflackern bemerkbar, das jedoch schnell wieder erlosch.

Eine Stunde später befand sich Frau Bathory auf dem Rückwege zum Stadthaus und mit ihr Diejenigen, welche ihr bei diesem ersten Versuche in größerer oder kürzerer Entfernung gefolgt waren.

Am folgenden und den nächsten Tagen begann man mit den Versuchen abermals, sie ergaben jedoch kein anderes Resultat. Peter hatte ihnen mit brennenden Blicken beigewohnt und verzweifelte bereits wegen ihrer Unergiebigkeit, obwohl der Doctor ihm wiederholt versicherte, daß die Zeit der beste Bundesgenosse sein würde. Auch wollte er nicht den letzten Schlag führen, bevor nicht Frau Bathory hinlänglich vorbereitet war, um die Wucht desselben auszuhalten.

Man konnte sich trotzdem nicht darüber täuschen, daß mit jedem neuen Besuche auf dem Kirchhofe sich ein gewisser Wechsel in dem geistigen Zustande der Frau Bathory vollzog. Eines Abends, als Borik und Maria vor der Kapelle niedergekniet waren, näherte sich Frau Bathory, die ein wenig zurückgeblieben war, langsam, legte ihre Hand auf das eiserne Schloß, betrachtete die Hinterwand, die von der Lampe hell beschienen war, und zog sich dann jäh zurück.

Maria, die dicht an sie herangetreten war,
hörte sie mehrfach einen Namen
aussprechen.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß
die Lippen Frau Bathory's sich zum
Sprechen öffneten.

Doch wie groß war das Erstaunen – die
Bestürzung möchte man fast sagen – aller
Derjenigen, die sie sprechen hörten.

Dieser Name war nicht derjenige ihres
Sohnes, war nicht derjenige Peter's, sondern
der Name – Sarah's!

Wer vermag zu begreifen, was in der Seele
Peter Bathory's widerhallte, wer vermag zu
malen, was in dem Herzen des Doctors
Antekirrt bei der so unerwartet kommenden
Nennung des Namens von Sarah Toronthal
vorging? Der Letztere machte keine
Bemerkung, er ließ nicht erkennen, was er
soeben gefühlt.

An einem anderen Abend wurde der Versuch wiederholt. Diesmal kniete Frau Bathory selbst auf der Schwelle zur Kapelle nieder, gerade als ob sie eine unsichtbare Hand geleitet hätte. Ihr Kopf beugte sich, ein Seufzer entrann ihrer Brust, eine Thräne entfiel ihren Augen. An diesem Abende aber entschlüpfte kein Name ihren Lippen, man hätte annehmen können, daß sie denjenigen Sarah's wieder vergessen.

Frau Bathory, als sie kaum wieder im Stadthause angelangt war, wurde eine Beute eines jener nervösen Anfälle, welche sie bis jetzt noch nie gehabt hatte. Gerade die bisher gezeigte Ruhe war das Charakteristische an ihrem geistigen Zustande gewesen; sie machte einer eigenthümlichen Erregung Platz. Es ging augenscheinlich in ihrem Gehirn eine lebenswarme Regung vor, welche wohl Hoffnungen erwecken konnte.

Die diesem Abende folgende Nacht wurde eine unruhige und vielfach gestörte. Frau Bathory ließ einige Male

zusammenhangslose Worte hören, die Maria kaum erfaßte, ersichtlich träumte sie. Und wenn sie träumte, begann die Vernunft zurückzukehren, mit anderen Worten sie war geheilt, sobald ihre Vernunft auch im wachen Zustande in Thätigkeit blieb.

Der Doctor entschloß sich daher, vom folgenden Tage an einen neuen Versuch zu machen, damit, daß er Frau Bathory in eine noch ergreifendere Scenerie führte.

Während des ganzen 18. hörte Frau Bathory nicht auf, unter der Herrschaft einer intellectuellen Ueberreizung zu stehen. Maria war davon sehr betroffen und Peter, der fast ununterbrochen bei seiner Mutter weilte, hatte das Gefühl einer glücklichen Vorbedeutung.

Die Nacht kam herbei – eine dunkle, windstille Nacht nach einem Tage, der unter diesem niedrigen Breitengrade von Antekirtta sehr heiß gewesen war.

Frau Bathory, von Maria und Borik begleitet, verließ das Stadthaus gegen achtundeinhalb Uhr. Der Doctor folgte ihnen in einiger Entfernung mit Luigi und Pointe Pescade.

Die ganze Kolonie befand sich in angstvoller Erwartung der Wirkung, die sich vielleicht einstellen würde. Einige Fackeln, die unter den großen Bäumen angezündet worden waren, warfen ihr wechselndes Licht auf die Umgebung der Kapelle. In der Ferne erklang in regelmäßigen Intervallen die Glocke der Kirche von Artenak, als würde Jemand begraben.

Peter Bathory war der Einzige, der in dem langsam vorwärts schreitenden Zuge fehlte. Er war zurückgeblieben, um erst im Verlaufe dieser stärksten Prüfung aufzutreten.

Es war gegen neun Uhr, als Frau Bathory auf dem Kirchhofe eintraf. Hier verließ sie

plötzlich den Arm Maria Ferrato's und ging auf die kleine Kapelle zu.

Man ließ sie unter dem Zwange dieses neuen Gefühles, welches sie vollständig zu beherrschen schien, frei handeln.

Inmitten eines tiefen Schweigens, welches nur von den Klängen der Glocke unterbrochen wurde, machte Frau Bathory Halt, sie blieb unbeweglich stehen. Dann ließ sie sich auf der untersten Stufe auf die Knie nieder, sie beugte sich vornüber und man hörte sie weinen ...

In diesem Augenblick öffnete sich langsam das Gitterthor der Kapelle. Mit einem weißen Leinen angethan, als wäre er soeben dem Sarge entstiegen, schritt Peter, vom vollen Lichte getroffen, die Stufen herab.

»Mein Sohn ... mein Sohn!« rief Frau Bathory; sie streckte ihre Arme aus und fiel ohnmächtig zurück.

Dieser Anfall besagte nichts; denn die Erinnerung und das Denken mußten ihr wiederkommen. Die Mutter war erwacht. Sie hatte ihren Sohn wiedererkannt.

Die Bemühungen des Doctors brachten sie bald zum Bewußtsein zurück und als ihre Augen die des Sohnes gesucht und getroffen hatten, rief sie:

»Peter! Du lebst? ... Peter, mein Peter!

– Ja ... ich lebe für Dich, meine Mutter, lebe, um Dich zu lieben!

– Und um auch – sie – zu lieben ...

– Sie?

– Sie! ... Sarah! ...

– Sarah Toronthal? rief der Doctor.

– Nein! Sarah Sandorf!«

Und Frau Bathory zog aus ihrer Tasche einen zerknitterten Brief, welcher die

letzten Zeilen von der Hand der sterbenden Frau Toronthal enthielt; sie reichte ihn dem Doctor.

Die Zeilen ließen über die Geburt Sarah's keinen Zweifel aufkommen ... Sarah war das Kind, welches man aus dem Schlosse Artenak geraubt hatte! ... Sarah war die Tochter des Grafen Sandorf.

Ende des vierten Theiles.

I.Ein Händedruck Kap Matifu's.

Wenn Graf Mathias, wie man weiß, der Doctor Antekirtt, wenn auch nicht für Peter, so doch für das ganze Personal der Kolonie bleiben wollte, so geschah es deshalb, weil er bis zur völligen Durchführung aller seiner Pläne nur der Doctor Antekirtt sein wollte. Deshalb hatte er, als der Name seiner Tochter von Frau Bathory so plötzlich ausgesprochen wurde, noch genug Herrschaft über sich selbst, seine Bewegung nicht zu verrathen. Sein Herz aber hatte doch für einen Augenblick zu schlagen aufgehört und wäre er nicht ein so großer Meister seiner selbst gewesen, wäre er zweifellos auf die Stufen zur Kapelle niedergestürzt, als wenn ihn ein Blitzstrahl getroffen hätte.

Seine Tochter war also noch am Leben! Sie also liebte Peter und er wurde von ihr wiedergeliebt. Und er selbst, Mathias

Sandorf, hatte alles Mögliche gethan, das Zustandekommen der Verbindung zu hindern. Dieses Geheimniß, welches ihm Sarah wiederschenkte, wäre nie entdeckt worden, wenn nicht Frau Bathory wie durch ein Wunder ihren Verstand wiedergefunden hätte.

Was war vor fünfzehn Jahren im Schlosse Artenak geschehen? Man wußte es jetzt nur zu gut! Dieses Mädchen, welches die einzige Erbin der Güter des Grafen Mathias Sandorf geblieben war, dieses Kind, dessen Tod niemals constatirt werden konnte, war entführt und Silas Toronthal in die Hände gespielt worden. Einige Zeit später, als der Bankier sich in Ragusa niedergelassen hatte, hatte Frau Toronthal Sarah Sandorf als ihre Tochter erziehen müssen.

Nunmehr war die von Sarcany ausgeklügelte und von seiner Helferin Namir ausgeführte Machination ans Licht gekommen. Sarcany war es wohl bekannt, daß Sarah im Alter von achtzehn Jahren in den Besitz eines bedeutenden Vermögens

kommen würde und er wollte sie, sobald sie seine Frau geworden sein sollte, als die Erbin der Sandorf's anerkennen lassen. Dieser Trumpf sollte die Krone seines abscheulichen Lebenswandels bilden. Er wollte Herr über die Domänen von Schloß Artenak werden.

War dieser Plan bis dahin mißglückt? Ja, jedenfalls. Wenn die Heirat vollzogen worden wäre, hätte Sarcany sich schon beeilt, alle seine Vortheile zu wahren.

Mußte sich nicht Doctor Antekirtt jetzt Gewissensbisse machen? War er es nicht gewesen, der diese unselige Kette von Vorgängen heraufbeschworen hatte, erst die Verweigerung seiner Unterstützung Peter's, dann indem er Sarcany ruhig seine Pläne verfolgen ließ, obwohl er recht wohl bei ihrem Zusammentreffen in Cattaro ihn hätte unschädlich machen können, schließlich dadurch, daß er Frau Bathory den Sohn vorenthielt, welchen er dem Tode entrissen hatte? Wie großes Unglück wäre nicht vermieden worden, wenn Peter sich bei

seiner Mutter befunden hätte, als der Brief Frau Toronthal's in dem Hause der Marinella-Straße eintraf? Hätte Peter gewußt, daß Sarah die Tochter des Grafen Sandorf war, würde er es nicht verstanden haben, sich den Gehässigkeiten Sarcany's und Silas Toronthal's zu entziehen?

Wo befand sich jetzt Sarah Toronthal? Zweifellos in der Gewalt Sarcany's. Doch wo mochte dieser sie versteckt halten? Wie sie ihm entreißen? Und überdies hatte in wenigen Wochen die Tochter des Grafen Sandorf ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht – die gesetzlich bestimmte Grenze, falls sie nicht ihrer Ansprüche als Erbin verlustig gehen wollte – und dieser Umstand mußte Sarcany zwingen, alles Mögliche aufzubieten, um Sarah zu einer Einwilligung zu dieser verwünschten Heirat zu zwingen.

Im Nu hatte dieser Hergang der Ereignisse den Sinn des Doctors Antekirtt durchzogen. Nach dieser Zurechtlegung der Vergangenheit, wie es Frau Bathory und

Peter in ähnlicher Weise thaten, fühlte er die jedenfalls unverdienten Vorwürfe, welche die Frau und der Sohn Stephan Bathory's ihm zu machen versucht sein mußten. Denn, wenn die Dinge wirklich so gelegen hätten, wie er annehmen mußte, hätte er eine Annäherung zwischen Peter und derjenigen gutheißen können, die für Alle und für ihn selbst den Namen Sarah Toronthal trug?

Er mußte um jeden Preis jetzt Sarah, seine Tochter, wiederfinden. Nicht ein Tag war zu verlieren.

Frau Bathory war bereits in das Stadthaus zurückgeführt worden, als der Doctor in Begleitung Peter's, der zwischen Freude und Hoffnungslosigkeit schwankte, ebendasselbst eintraf, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Frau Bathory, sehr geschwächt durch die heftige Rückwirkung, die sich in ihr gezeigt hatte, doch geheilt, völlig geheilt, saß in

ihrem Zimmer, als der Doctor und ihr Sohn bei ihr eintraten.

Maria, die schicklicher Weise sie allein zu lassen wünschte, zog sich in den großen Saal des Stadthauses zurück.

Der Doctor Antekirtt näherte sich der alten Dame und die Hand auf die Schulter Peter's legend, sagte er:

»Frau Bathory, ich hatte bereits Ihren Sohn zu dem meinigen gemacht. Wenn er bis jetzt nur mein Sohn aus freundschaftlichen Rücksichten war, so werde ich nun Alles thun, damit er es auch aus väterlicher Liebe wird, indem er Sarah heiratet ... meine Tochter ...

– Ihre Tochter? rief Frau Bathory.

– Ich bin Graf Mathias Sandorf.«

Frau Bathory erhob sich plötzlich, streckte ihre Hände aus und fiel in die Arme ihres Sohnes zurück. Wenn sie auch selbst nicht

sprechen konnte, so konnte sie doch hören. In wenigen Worten unterrichtete sie Peter von Allem, was sie noch nicht wußte, wie Graf Sandorf durch die Ergebenheit des Fischers Andrea Ferrato gerettet wurde, wie er fünfzehn Jahre lang für todt hatte gelten wollen, wie er in Ragusa unter dem Namen des Doctors Antekirtt wieder aufgetaucht war. Er erzählte, was Sarcany und Silas Toronthal zu dem Zwecke, die Verschwörer von Triest auszuliefern, gethan hätten, ferner den Verrath Carpena's, dem sein Vater und Ladislaus Zathmar zum Opfer fielen, schließlich, wie der Doctor ihn lebendig dem Grabe auf dem Kirchhofe von Ragusa entrissen hätte, um ihn dem Werke der Gerechtigkeit, welches der Doctor ausüben wollte, zu verbinden. Er beendete seine Erzählung damit, daß er sagte, daß zwei von den Uebelthätern, der Bankier Silas Toronthal und der Spanier Carpena, bereits in ihrer Macht wären, daß man aber des Dritten, Sarcany's, noch nicht habhaft hätte werden können, desselben Sarcany, der Sarah Sandorf zu seiner Frau zu machen wünsche.

Der Doctor, Frau Bathory und ihr Sohn,
welche die Zukunft in enger
Verwandtschaft aneinanderschließen sollte,
besprachen während einer Stunde noch des
Näheren die auf das junge Mädchen
bezüglichen Umstände. Ersichtlich würde
Sarcany vor nichts zurückschrecken, was
das junge Mädchen zwingen könnte, ihn zu
heiraten, wodurch ihm das Vermögen des
Grafen Sandorf zufiel. Sie beleuchteten die
augenblickliche Lage der Dinge von allen
Seiten. Was bisher geschehen war, hatte
allerdings Sarcany einen Strich durch die
Rechnung gemacht, was noch geschehen
konnte, war das Furchtbarste. Vor Allem
also mußten Himmel und Hölle in
Bewegung gesetzt werden, um Sarah
aufzufinden.

Es wurde zunächst verabredet, daß Frau
Bathory und Peter die Einzigen bleiben
sollten, die wußten, daß Graf Sandorf sich
unter dem Namen des Doctors Antekirtt
verbarg. Offenbarte man das Geheimniß, so
wurde damit auch ausgedrückt und bekannt,
daß Sarah seine Tochter sei; im Interesse

der neuen Nachforschungen aber, die unternommen werden mußten, war es von Wichtigkeit, daß Solches geheim bliebe.

»Doch wo ist Sarah? ... Wo sie suchen? ... Wo sie auffinden? fragte Frau Bathory.

– Wir werden es erfahren, erwiderte Peter, in welchem die Hoffnung einer Energie Platz gemacht hatte, welche nur stärker werden konnte.

– Ja ... wir werden es erfahren, sagte der Doctor, und zugegeben, daß Silas Toronthal wirklich nicht weiß, wohin Sarcany geflüchtet ist, so wird er doch zum Mindesten wissen, wo dieser Elende meine Tochter zurückhält! ...

– Und wenn er es weiß, muß er es uns sagen, rief Peter.

– Ja ... er muß sprechen, erwiderte der Doctor.

– Augenblicklich!

– Augenblicklich!«

Doctor Antekirtt, Frau Bathory und Peter wären nicht im Stande gewesen, länger in dieser Ungewißheit zu verharren.

Luigi, der sich mit Pointe Pescade und Kap Matifu im großen Saale des Stadthauses befand, wo Maria sich ihnen beigesellt hatte, wurde alsbald herbeibefohlen. Er erhielt den Auftrag, sich von Kap Matifu nach dem Fort begleiten zu lassen und Silas Toronthal herzuführen.

Eine Viertelstunde später verließ der Bankier die Kasematte, welche ihm zum Gefängniß gedient hatte; sein Gelenk wurde von der breiten Hand Kap Matifu's umklammert; so gingen sie die große Straße von Artenak entlang. Luigi, den er gefragt, wohin man ihn führe, hatte ihm keine Antwort geben wollen. Der Bankier war deshalb sehr besorgt, umsomehr, als er noch immer nicht wußte, welches die mächtige Persönlichkeit war, in deren Gewalt er sich seit seiner Verhaftung befand.

Silas Toronthal betrat den Saal; Luigi ging ihm voran, während Kap Matifu ihn noch immer festhielt. Er bemerkte zuerst Pointe Pescade, denn Frau Bathory und ihr Sohn hielten sich noch abseits. Plötzlich fand er sich dem Doctor gegenüber, mit dem in Verbindung zu kommen er sich bei dessen Aufenthalt in Ragusa vergeblich abgemüht hatte.

»Sie ... Sie?« rief er.

Dann sich aufraffend meinte er:

»Ah, also der Herr Doctor Antekirtt ist es, der mich auf französischem Gebiete hat festnehmen lassen ... Also er hält mich gegen jedes Recht als Gefangenen zurück ...

– Doch nicht gegen jede Gerechtigkeit, antwortete der Doctor.

– Und was habe ich Ihnen gethan? fragte der Bankier, dem die Anwesenheit des Doctors ersichtlich Vertrauen einflößte.

Wollen Sie mir, bitte, sagen, was ich Ihnen gethan habe?

– Mir? ... Sie werden es erfahren, erwiderte der Doctor. Aber vorher, Silas Toronthal, fragen Sie nur, was Sie dieser unglücklichen Frau gethan haben ...

– Frau Bathory! rief der Bankier und wich vor der Witwe zurück, die langsam auf ihn zukam.

– Und ihrem Sohne, setzte der Doctor hinzu.

– Peter! ... Peter Bathory!« stammelte Silas Toronthal.

Er wäre entschieden zusammengesunken, wenn Kap Matifu ihn nicht mit unentrinnbarer Kraft auf seinem Platze aufrecht gehalten hätte.

Peter Bathory, den er für todt hielt, dessen Leichenzug er hatte vorüberziehen sehen, Peter, den man auf dem Kirchhofe von

Ragusa begraben hatte, dieser Peter stand vor ihm, wie ein dem Grabe entstiegernes Gespenst. Seine Gegenwart machte Silas Toronthal mürbe. Er begann zu begreifen, daß er der Vergeltung für seine Thaten nicht entgehen würde ... Er fühlte sich verloren.

»Wo ist Sarah? fragte der Doctor brüsk.

– Meine Tochter?

– Sarah ist nicht Ihre Tochter! ... Sarah ist die Tochter des Grafen Sandorf, den Sarcany und Sie in den Tod getrieben, nachdem Sie ihn und seine beiden Genossen, Stephan Bathory und Ladislaus Zathmar, feiger Weise verrathen haben.«

Diese förmliche Anklage vernichtete den Bankier vollends. Der Doctor Antekirtt wußte nicht nur, daß Sarah nicht seine Tochter wäre, er wußte sogar auch, daß sie die Tochter des Grafen Sandorf sei. Er wußte, wie und durch wen die Verschwörer von Triest angezeigt worden waren. Die ganze schmachvolle Vergangenheit von

Silas Toronthal war mit einem Male wieder lebendig geworden.

»Wo ist Sarah? fragte der Doctor von Neuem, der nur mit Hilfe seiner aufgebotenen Willensstärke an sich hielt. Wo ist Sarah, die Sarcany, Ihr Genosse bei allen Schandthaten, vor fünfzehn Jahren aus dem Schlosse Artenak gestohlen hat? ... Wo ist Sarah, welche der Elende an einem Orte zurückhält, den Sie kennen ... den Sie kennen müssen, denn Jener will ihr die Einwilligung zu einer Ehe entreißen, welche sie für eine Schmach hält ... Zum letzten Male, wo befindet sich Sarah?«

So erschreckend auch die Haltung des Doctors war, so drohend auch seine Worte klangen, Silas Toronthal antwortete nicht. Er hatte begriffen, daß die gegenwärtige Lage des jungen Mädchens ihm als Lebensschutz dienen mußte. Er fühlte, daß sein Leben unangetastet bleiben würde, so lange er sich noch im Besitze dieses letzten Geheimnisses befand.

»Hören Sie mich, Silas Toronthal, sagte der Doctor, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, hören Sie mich. Sie glauben vielleicht Ihren Genossen schonen zu müssen. Sie fürchten vielleicht, ihn bloßzustellen, wenn Sie reden würden. Merken Sie sich: Sarcany hat, um sich Ihres Schweigens versichert zu halten, nachdem er Sie ruinirt hatte, versucht, Sie zu ermorden, gerade wie er Peter Bathory in Ragusa erstochen hat ... So ist es! ... In dem Augenblicke, als meine Vertreter sich Ihrer auf der Straße nach Nizza bemächtigten, war er im Begriff, Sie anzufallen – Bestehen Sie jetzt noch auf Ihrem Schweigen?«

Silas Toronthal war in die Idee wie verbohrt, daß sein Schweigen seinen Gegner zu seiner Schonung nöthigen würde. Er antwortete daher abermals nicht.

»Wo ist Sarah ... wo ist Sarah? rief der Doctor, der sich nun von seiner Erregung hinreißen ließ.

– Ich weiß es nicht ... ich weiß es nicht,
antwortete der Bankier, entschlossen, sein
Schweigen fortzusetzen.

Plötzlich stieß er einen markerschütternden
Schrei aus und wand sich vor Schmerzen;
er versuchte vergebens, Kap Matifu
zurückzustoßen.

»Gnade! ... Gnade!« wimmerte er.

Kap Matifu hatte, vielleicht unbewußt, des
Bankiers Hand mit der seinen etwas
gequetscht.

»Werden Sie reden?

– Ja ... ja ... Sarah ... Sarah ... stöhnte Silas
Toronthal, der nur in abgebrochenen
Worten zu reden vermochte, ist im Hause
von Namir ... der Spionin Sarcany's ... in
Tetuan.«

Kap Matifu ließ den Arm Toronthal's
fahren, der völlig abgestorben
herniedersank.

»Führt den Gefangenen zurück, sagte der Doctor. Wir wissen jetzt, was wir wissen wollten.«

Luigi führte Silas Toronthal zum Stadthause hinaus und in die Kasematte zurück.

Sarah in Tetuan! Als der Doctor Antekirtt und Peter Bathory vor zwei Monaten in Ceuta waren, um den Spanier aus dem Präsidio zu holen, hatten sie nur wenige Meilen von dem Orte getrennt, wo die Marokkanerin das junge Mädchen gefangen hielt.

»Heute Nacht noch fahren wir nach Tetuan, Peter,« sagte der Doctor gelassen.

Damals führte die Eisenbahn noch nicht von Tunis direct an die Grenze Marokkos. Um in möglichst kurzer Zeit nach Tetuan zu gelangen, war es daher am Gerathensten, sich auf einem der elektrischen Eilschiffe der Flotte von Antekirtta einzuschiffen.

Vor Mitternacht noch war der »Electric 2« in See gegangen und durchflog nun das Meer der Syrten.

An Bord befanden sich nur der Doctor, Peter, Luigi, Pointe Pescade und Kap Matifu. Sarcany kannte nur Peter, die Uebrigen nicht. Sobald man in Tetuan angekommen war, wollte man das Nähere beschließen. Ob man mit List oder Gewalt vorgehen würde, das sollte ganz von der Stellung Sarcany's in dieser rein marokkanischen Stadt, von seiner Installation im Hause Namir's, von dem Personal abhängen, über welches er verfügte. Vor Allem galt es, nach Tetuan zu gelangen.

Vom Meer der Syrten bis zur marokkanischen Grenze zählt man ungefähr zweitausendfünfhundert Kilometer – das heißt also fast dreizenhundertfünfzig Seemeilen. Der »Electric 2« konnte bei Aufwendung der größten Schnelligkeit siebenundzwanzig Meilen in der Stunde zurücklegen. Viele Eisenbahnzüge besitzen

diese Schnelligkeit nicht! Dieses eiserne, spindelförmige Fahrzeug, das dem Winde keine Fläche darbot, das durch jede aufrührerische See glitt und nicht um den Sturm besorgt war, gebrauchte höchstens fünfzig Stunden, um an seinen Bestimmungsort zu gelangen.

Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch hatte der »Electric 2« bereits Kap Bon doublirt. Nachdem man die Oeffnung des Golfes von Tunis passirt hatte, gebrauchte man von dort aus nur wenige Stunden, um das Vorgebirge von Bizerte aus den Augen zu verlieren. La Calle, Bône, das Kap de Fer, dessen metallische Masse, wie man sagt, die Compaßnadel abweichen läßt, die algerische Küste, Stora, Bougie, Dellys, Alger, Cherchell, Mostaganem, Oran, Nemours, dann die Gestade des Rif, die Spitze von Mellila, die wie Ceuta den Spaniern gehört, das Kap Tres-Forcas, von dem aus der Continent bis zum Kap Negro sich abrundet – kurz das ganze Panorama des afrikanischen Gestades zog an den Blicken unserer Reisenden während des 20.

und 21. November vorüber, ohne jeden Zwischenfall und ohne jeden Unfall. Die von den Strömen aus den Accumulatoren gespeiste Maschine hatte noch nie so vortrefflich functionirt. Wenn der »Electric«, sei es längs der Küste, sei es mitten in den Golfen, die er von Kap zu Kap durchschnitt, bemerkt wurde, so mußten die Küstenwächter unwillkürlich an das Auftauchen eines phänomenalen Schiffes oder vielleicht an dasjenige eines Wales von außerordentlicher Kraft glauben, wie sie kein Dampfschiff in den Gewässern des mittelländischen Meeres aufzuwenden vermag.

Gegen acht Uhr Abends landeten der Doctor Antekirtt, Peter, Luigi, Pointe Pescade und Kap Matifu an der Mündung des kleinen Flußwassers von Tetuan, an welcher ihr Eilschiff sich vor Anker legte. Hundert Schritte vom Fluß entfernt, inmitten eines Karawanserais, fanden sie Maulesel und einen arabischen Führer, der sich erbot, sie zur Stadt zu geleiten, die höchstens vier Meilen entfernt lag. Der

geforderte Preis wurde ohne Feilschen bewilligt und der kleine Trupp brach sofort auf.

In dieser Partie des Rif haben die Europäer nichts von der eingeborenen Bevölkerung zu befürchten, nicht einmal von den das Land durchziehenden Nomaden. Es ist das übrigens eine wenig bewohnte und fast gar nicht cultivirte Gegend. Die Landstraße zieht sich durch eine mit mageren Gebüsch besetzte Ebene – eine Landstraße, die weniger durch Menschenhand als durch den Tritt der Saumthiere hergestellt zu sein scheint. Auf der einen Seite liegt der Fluß mit seinen buchtenreichen Ufern. Sie wiedertönen von dem Gequak der Frösche und dem Zirpen der Grillen. Einige Fischerbarken ankern mitten in der Strömung, andere sind auf den Sand gezogen. Auf der anderen, der rechten Seite, zieht sich eine Kette steiniger Hügel entlang, die sich mit den südlicher liegenden massigen Gebirgsstöcken verbinden.

Die Nacht war herrlich. Der Mond tauchte die ganze Landschaft in sein Licht. Von dem Wasserspiegel zurückprallend, gab dasselbe die Zeichnungen der Anhöhen am nördlichen Horizonte in weicheren Contouren wieder. In der Ferne hob sich im weißen Gewande die Stadt Tetuan ab – ein blendender Punkt inmitten der dichten Nebel im Hintergrunde der Landschaft.

Der Araber führte seine Gesellschaft in schnellem Trabe. Zwei- oder dreimal mußte vor vereinzelt stehenden Stationen angehalten werden, durch deren vom Monde beschienene Fenster gewöhnlich ein gelber Lichtstrahl in die Nacht hinaus drang. Ein oder zwei Marokkaner traten dann aus dem Innern; sie führten eine Blendlaterne mit sich und unterhielten sich mit dem Führer. Nachdem einige Erkennungsworte ausgetauscht waren, ging die Reise weiter.

Weder der Doctor noch seine Genossen sprachen. In Gedanken vertieft, ließen sie ihre an diese Straße durch die Ebene

gewöhnten Maulesel gehen, wie sie Lust hatten; die Stellen, wo sie holprig oder mit Steinen bedeckt war, oder wo Wurzeln sich über sie hinzogen, vermied der sichere Fuß der Thiere. Das kräftigste derselben blieb jedoch regelmäßig zurück. Deshalb war es durchaus nicht untüchtig, es trug nur – Kap Matifu.

Dieser Umstand gab Pointe Pescade den Gedanken ein, ob es nicht gerathener sei, daß Kap Matifu den Maulesel trüge, als der Maulesel ihn.

Gegen einundeinhalb Uhr machte der Araber vor einer großen weißen Mauer Halt; sie wird von Thürmen und Schießscharten gekrönt und vertheidigt auf dieser Seite die Stadt. In dieser Mauer öffnet sich ein niedriges, von Arabesken nach marokkanischer Manier umrahmtes Thor. Durch die zahlreichen Schießscharten oberhalb desselben gähnen den Kommenden die Mündungen der Kanonenrohre entgegen; sie gleichen

großen, beim Glanze des Mondlichtes
nonchalant eingeschlafenen Krokodilen.

Das Thor war geschlossen. Es mußte mit
Geld in der Hand parlamentirt werden, um
die Oeffnung zu erzwingen. Dann gerieth
man in gekrümmte, enge, meistens
überwölbte Straßen. Sie waren von
anderen, ebenfalls verriegelten Thoren
abgesperrt, die wiederum nacheinander mit
Hilfe desselben Mittels geöffnet werden
mußten.

Eine Viertelstunde später langten der
Doctor und seine Genossen endlich vor
einer Herberge, einer »Fonda« an – der
einzigen am Orte; ein Jude hielt sie und
seine einäugige Tochter bediente.

Der Mangel an Comfort in dieser Fonda,
deren bescheidene Zimmer einen inneren
Hof einschlossen, erklärt sich damit, daß
nur wenige Fremde es wagen, nach Tetuan
vordringen. Es findet sich nur ein
einziger Vertreter der europäischen
Großmächte dort, nämlich ein spanischer

Consul, der völlig abgeschnitten inmitten einer Bevölkerung von einigen tausend Seelen sitzt, in welcher das eingeborene Element vorherrscht.

So sehnlichst es auch der Doctor Antekirt erstrebte, zu fragen, wo das Haus Namir's gelegen wäre, und sich dorthin führen zu lassen, so energisch bezwang er sich vorläufig. Es mußte mit äußerster Klugheit zu Werke gegangen werden. Eine Entführung konnte unter den Verhältnissen, in denen Sarah wahrscheinlich aufgefunden wurde, ernstliche Schwierigkeiten bieten. Alle Gründe für und gegen waren sorgfältig überlegt worden. Vielleicht konnte, gleichviel zu welchem Preise, die Freiheit des jungen Mädchens erkaufte werden? Dann mußten der Doctor und Peter sich allerdings ganz besonders davor hüten, sich erkennen zu lassen – namentlich von Sarcany, der sich vielleicht in Tetuan aufhielt. In seinen Händen bot Sarah eine Garantie für die Zukunft, die er sich so leichten Kaufes nicht entreißen lassen würde. Man befand sich auch dort nicht in

einem der civilisirten Länder Europas, wo das Gericht und die Polizei in nützlicher Weise hätten interveniren können. Wie beweisen in jener Sklavengegend, daß Sarah nicht das gesetzmäßige Eigenthum der Marokkanerin war? Wie beweisen, daß sie die Tochter des Grafen Sandorf, wenn der Brief von Frau Toronthal und das Geständniß des Bankiers keine Anerkennung fanden? Diese arabischen Häuser sind verwünscht sorgfältig verschlossen und wenig zugänglich! Man kommt nicht so ohne Weiteres hinein. Die Intervention eines Kadi war unter Umständen auch sehr zweifelhafter Natur, vorausgesetzt, daß man sie überhaupt erlangte.

Es wurde also beschlossen, daß zunächst, und um den geringsten Verdacht zu vermeiden, das Haus Namir's der Gegenstand peinlichster Ueberwachung werden mußte. Pointe Pescade ging schon am frühen Morgen mit Luigi, der während seines Aufenthaltes auf der kosmopolitischen Insel Malta etwas

arabisch gelernt hatte, fort, um Erkundigungen einzuziehen. Beide versuchten zu erfahren, in welchem Stadttheile, in welcher Straße diese Namir wohnte, deren Name bekannt sein mußte. Danach würde sich zunächst das fernere Verhalten zu richten haben.

Der »Electric 2« hatte unterdessen in einer der verborgenen Buchten des Gestades bei der Mündung des Flusses von Tetuan Zuflucht gesucht; er sollte sich bereit halten, beim ersten Signal in See zu gehen.

Diese Nacht also, deren Stunden dem Doctor und Peter viel zu langsam verstrichen, wurde in der Fonda verbracht. Wenn Pointe Pescade und Kap Matifu jemals der Gedanke gekommen wäre, auf mit Fayencen eingelegten Betten zu schlafen, so waren sie hier gewiß zufriedengestellt.

Am folgenden Morgen also begaben sich Pointe Pescade und Luigi auf den Bazar, woselbst schon ein Theil der tetuanischen

Bevölkerung zusammenströmte. Pointe Pescade kannte Namir, denn er hatte sie gewiß zwanzig Male in den Straßen von Ragusa gesehen, als sie für Sarcany Dienste als Spionin that. Es konnte sich also ereignen, daß man sie traf; da Pointe Pescade ihr unbekannt war, so konnte das Zusammentreffen nichts Unbequemes im Gefolge haben. Traf man sie, so brauchte man also ihr nur nachzugehen.

Den Hauptbazar von Tetuan bildet ein Ensemble von Schuppen und niedrigen, engen, stellenweise sogar schmutzigen Baracken, welche feuchte Alleen einrahmen. Verschiedenartig gefärbte, auf Schnüre gezogene Leinwanddächer beschützen sie vor den glühenden Strahlen der Sonne. Ueberall düstere Gewölbe, in denen mit Seide gestickte Stoffe, in schreienden Farben gehaltene Besatzartikel, türkische Pantoffel, Almosenbeutel, Burnusse, Töpferwaaren, Leuchter, Räucherkerzen, Laternen ausgebreitet sind – mit einem Worte, was sich beständig in

den Specialgeschäften der großen Städte Europas vorfindet.

Es waren schon ziemlich viele Käufer da. Man wollte die Morgenkühle benutzen. Bis zu den Augen verhüllte Maurinnen, Jüdinnen mit unverhülltem Antlitz, Araber, Kabylen, Marokkaner kamen und gingen auf dem Bazar und beschwatzten die kleine Anzahl Fremder. Die Anwesenheit Luigi's und Pointe Pescade's konnte daher nicht besonders auffallen.

Beide versuchten eine ganze Stunde hindurch, in dieser buntscheckigen Gesellschaft Namir zu begegnen. Es war vergebens. Die Marokkanerin zeigte sich nicht, noch weniger Sarcany.

Luigi wollte darauf einige von den halbnackten Jungens befragen – es sind Bastardsprößlinge aller afrikanischen Rassen, deren Mischung sich vom Rif bis zu den Grenzen der Sahara vollzieht – die in den marokkanischen Bazars umherlungern.

Die Ersten, an welche er sich wandte, konnten ihm auf seine Fragen keine Antwort geben. Endlich versicherte ein zwölf Jahre alter Kabyle mit richtigem Straßenjungengesicht, daß er die Behausung der Marokkanerin kenne, und er bot sich an, gegen Hinterlegung einiger Geldstücke, die beiden Europäer dorthin zu führen.

Das Anerbieten wurde angenommen und alle Drei wanden sich durch die verwickelten Straßenzüge, welche nach den Befestigungen der Stadt hin auslaufen. In zehn Minuten hatten sie ein fast verlassenes Stadtviertel erreicht, in welchem die fensterlosen Häuser spärlich gesät waren.

Der Doctor und Peter Bathory erwarteten mit fieberhafter Ungeduld die Rückkehr Luigi's und Pointe Pescade's. Wohl an zwanzig Male fühlten sie sich versucht auszugehen und selber Nachforschungen anzustellen. Doch Beide waren Sarcany und der Marokkanerin bekannt. Man mußte im Falle eines Zusammentreffens darauf gefaßt

sein, Alles zu riskiren, denn Jene würden unbedingt sich sofort ihren Nachstellungen entzogen haben. Sie blieben also als eine Beute der lebhaftesten Unruhe. Neun Uhr war es, als Luigi und Pointe Pescade in die Fonda zurückkehrten.

Ihre traurigen Mienen sagten nur zu deutlich, daß sie schlechte Nachrichten mitbrächten.

Sarcany und Namir hatten in der Begleitung eines jungen Mädchens, welches Niemand kannte, vor fünf Wochen bereits Tetuan verlassen; das Haus war unter der Obhut einer alten Frau geblieben.

Der Doctor und Peter waren auf diese Nachricht nicht gefaßt gewesen: sie waren wie niedergeschmettert.

»Der Grund dieser Abreise ist klar genug, sagte Luigi. Mußte Sarcany nicht befürchten, daß Silas Toronthal entweder aus Rachsucht oder aus einem anderen

Grunde seinen Zufluchtsort verrathen würde?«

So lange es sich lediglich darum gehandelt, die Verräther zu verfolgen, hatte Doctor Antekirtt niemals daran gezweifelt, sein Werk vollenden zu können. Jetzt, wo es galt, die eigene Tochter den Händen Sarcany's zu entreißen, ließ ihn seine Zuversicht im Stich.

Peter und er stimmten jedoch darin überein, unverzüglich dem Hause Namir's einen Besuch abzustatten. Vielleicht fanden sie dort doch noch etwas mehr als das bloße Andenken an Sarah? Vielleicht würde ihnen irgend ein Anzeichen verrathen, was aus ihr geworden war. Vielleicht auch könnte ihnen die alte Jüdin, der die Hütung des Hauses anvertraut war, ihren Nachforschungen dienliche Mittheilungen machen oder verkaufen.

Luigi führte sie sofort dahin. Der Doctor, der das Arabische so gut sprach, als wäre er in der Wüste geboren, gab sich für einen

Freund Sarcany's aus. Er wäre, wie er sagte, glücklich gewesen, bei der Durchreise durch Tetuan ihn anzutreffen, nun wolle er wenigstens dessen Behausung einen Besuch abstatten.

Die Alte machte zuerst einige Schwierigkeiten; doch eine Handvoll Zechinen bewirkte, daß sie geschmeidiger wurde. Jetzt erst bequeme sie sich dazu, auf die Fragen zu antworten, welche der Doctor ihr mit sichtbarem Interesse für ihren Herrn vorlegte.

Das junge Mädchen, welches durch die Marokkanerin hergeführt worden war, sollte die Frau Sarcany's werden. Das war schon seit Langem beschlossen und sehr wahrscheinlich würde die Hochzeit bereits in Tetuan vollzogen worden sein, wäre die überhastete Abreise nicht dazwischen gekommen. Dieses junge Mädchen war seit seiner Ankunft, das heißt, seit drei Monaten ungefähr, nicht vor die Thür gekommen. Man sagte zwar, sie wäre arabischer Abkunft, doch hätte sie, die Jüdin, Jene für

eine Europäerin gehalten. Sie hätte sie aber nur sehr wenig zu Gesicht bekommen, oder nur wenn die Marokkanerin sich nicht im Hause befand. Mehr wußte sie nicht.

Ebensowenig vermochte sie zu sagen, in welches Land Sarcany mit Beiden gezogen war. Sie wußte nur, daß sie vor ungefähr fünf Wochen mit einer Karawane fortgezogen waren, die nach Osten ging. Von jenem Tage an war das Haus unter ihrer Obhut geblieben und sie sollte es so lange hüten, bis Sarcany eine Gelegenheit gefunden haben würde, es zu verkaufen. Damit war seine Absicht, nicht mehr nach Tetuan zurückzukehren, offenkundig geworden.

Der Doctor hörte frostig diesen Antworten zu und nach Maß und Bedürfnis übersetzte er sie Peter Bathory.

Im Ganzen genommen stand nur das Eine fest, daß Sarcany es nicht für gerathen gehalten hatte, sich auf einem der Packetboote einzuschiffen, welche Tanger

anlaufen, noch die Eisenbahn zu benützen, deren Endpunkt der Bahnhof von Oran bildet. Er hatte sich also einer Karawane angeschlossen, die Tetuan verlassen hatte, um – wohin zu gehen? Vielleicht nach einer Oase in der Wüste oder darüber hinaus in ein Territorium der halbwilden Völkerschaften, wo Sarah vollständig ihm zu Willen sein mußte. Wie es erfahren? Auf den Landstraßen des nördlichen Afrikas ist es ebenso schwer eine Karawane wiederzufinden, als einen einzelnen Reisenden.

Der Doctor drang daher noch weiter in die alte Jüdin. Er hätte wichtige Nachrichten erhalten, welche Sarcany interessiren würden, sagte er wiederholt, und gerade betreffs des Hauses, dessen er sich entledigen wollte. Doch was er auch that und sagte, eine andere Auskunft konnte er nicht erhalten. Die Frau wußte ersichtlich nichts von dem neuen Zufluchtsorte, den Sarcany sich erwählt hatte, um die Entwicklung dieses Dramas zu beschleunigen.

Der Doctor, Peter und Luigi begehrten
alsdann die nach arabischer Sitte
eingetheilte Wohnung zu besichtigen, nach
welcher die verschiedenen Zimmer von
einem Patio ihr Licht erhalten, der von
einer rechtwinkeligen Galerie umgeben ist.

Sie langten bald in dem Zimmer an,
welches Sarah bewohnt hatte – einer
vollkommenen Gefängnißzelle. Wieviele
Stunden hatte das junge Mädchen, eine
Beute der Verzweiflung, dort verbringen
müssen, ohne darauf rechnen zu können,
irgend welche Hilfe zu erhalten! Der
Doctor und Peter durchmusterten das
Zimmer mit den Blicken, ohne ein Wort zu
sprechen; sie suchten nach den
geringfügigsten Anzeichen, welche sie auf
die von ihnen gesuchten Spuren hätten
leiten können.

Plötzlich näherte sich der Doctor lebhaft
einem kleinen kupfernen Feuerbecken, das
in einer Ecke des Zimmers auf einem
Dreifuße stand. Auf dem Boden dieses
Beckens erzitterten einige von dem Feuer

zerstörte Papierstückchen, die noch nicht ganz zu Asche geworden waren.

Sarah hatte also geschrieben. Von der schleunigen Abreise überrascht, hatte sie sich entschlossen, den Brief vor dem Verlassen von Tetuan zu verbrennen. Oder – was sehr leicht möglich war – der Brief war bei Sarah gefunden und von Sarcany oder Namir verbrannt worden.

Auf den Papierresten, die der leiseste Wind ganz zu Asche machen konnte, hoben sich noch einige Worte in schwarzer Schrift ab – unter Anderem stand da, unglücklicherweise unvollständig: »Fr ... Bath ...«

Sarah, die nicht wußte und nicht wissen konnte, daß Frau Bathory aus Ragusa verschwunden war, hatte wahrscheinlich versucht, der einzigen Person aus dieser Welt, von der sie auf Beistand hoffen konnte, zu schreiben.

Neben dem Namen der Frau Bathory konnte man einen anderen ebenfalls entziffern – denjenigen ihres Sohnes ...

Peter, der seinen Athem anhielt, versuchte noch ein vielleicht lesbares Wort ausfindig zu machen ... Doch sein Blick hatte sich getrübt ... Er sah nichts mehr ...

Es stand aber noch ein Wort da, welches auf die Spur des jungen Mädchens leiten konnte – ein Wort, welches der Doctor fast unverletzt auffand ...

»Tripoli,« rief er.

– Also in der Regentschaft von Tripolis, in seinem Geburtslande, wo er unbedingte Sicherheit finden mußte, hatte Sarcany seine Zuflucht gesucht. Dieser Provinz entgegen bewegte sich die Karawane, die nun schon einen fünfwöchentlichen Marsch hinter sich hatte.

»Nach Tripolis!« sagte der Doctor.

Noch am selben Abend hatte der »Electric 2« das Meer wieder gewonnen. Sarcany, der sich gewiß beeilte, die Hauptstadt der Regentschaft zu erreichen, konnte höchstens einige Tage vor ihnen dort ankommen.

II. Das Fest der Störche.

Am 23. November bot die Ebene von Sung-Ettelateh, die sich außerhalb der Mauern von Tripolis ausbreitet, einen merkwürdigen Anblick dar. Wer hätte an jenem Tage behaupten wollen, ob diese Ebene dürr oder fruchtbar ist? Ihre Oberfläche bedeckten vielfarbige Zelte, die mit Quasten und in schreienden Farben gehaltene Fähnchen ausstaffirt waren; elende Schänken, deren verblichene und vielfach geflickte Leinwandumhüllungen ihre Gäste gegen die unfreundliche »Gibly«, den trockenen Südwind, nur unzulänglich beschützen konnte; hier und dort sah man Gruppen von reich nach orientalischer Manier aufgeschirrten Pferden, von Meharis, die ihre platten Köpfe, welche wie halbleere Schläuche aussahen, im Sande ausstreckten, von kleinen Eseln, die wie große Hunde aussahen und großen Hunden, die kleinen Eseln ähnelten, von Mauleseln, die den

riesigen arabischen Sattel trugen, dessen Sattelbausch und Sattelknopf sich abrunden wie die Höcker des Dromedars; Reiter mit Flinten über dem Rücken, Knien in Brusthöhe, Füßen, die in pantoffelartigen Steigbügeln steckten, mit dem doppelten Säbel im Gürtel; sie galoppierten durch die Menge von Männern, Frauen und Kindern, ohne sich im Geringsten darum zu scheeren, ob Jemand ihnen im Wege stand; schließlich Eingeborene, die fast ohne Unterschied in den Burnus gehüllt waren, unter dem man einen Mann nicht von einer Frau unterscheiden könnte, wenn nicht die Männer die Falten dieses Mantels auf der Brust mit Hilfe eines kupfernen Schlosses zusammenhalten würden, während die Frauen den oberen Zipfel so über das Gesicht fallen lassen, daß nur das linke Auge sichtbar bleibt – ein Kostüm, welches je nach dem Stande seiner Träger variirt, denn die Armen tragen nur den einfachen, leinenen Mantel, unter dem sich ihr bloßer Körper zeigt, die Wohlhabenden tragen die Jacke und das breite Beinkleid der Araber, die Reichen kostbaren, weiß und blau

carrierten Schmuck auf einem zweiten Gazemantel, auf dem die leuchtende Seide sich mit dem Matt der Wolle über dem mit goldenen Flittern besetzten Hemde mischt.

Doch nicht Tripolitaner allein bewegten sich auf der weiten Ebene. An den Ausgängen der Hauptstadt drängten sich Kaufleute aus Ghadames und Sokna mit dem Gefolge ihrer schwarzen Slaven; ferner Juden und Jüdinnen der Provinz; sie zeigten unverhüllte, schmutzige Gesichter nach der Sitte des Landes und waren in wenig geschmackvoller Form »behost«; sodann Neger; sie waren aus einem benachbarten Orte gekommen und hatten ihre elenden Kabachen aus Binsen und Palmen verlassen, um Theil an dieser öffentlichen Lustbarkeit zu nehmen – ihre Kleidung zeichnete sich weniger durch einen Aufwand an Leinen als vielmehr an Schmucksachen, dicken Kupferarmringen, Halsketten von Muschelwerk, »Rivièren« von Thierzähnen, silbernen Ringen in den Ohrläppchen und Nasenknorpeln aus; schließlich Benulier, Awagujer, aus dem

Küstenlande der großen Syrte stammend, denen die Dattelpalme ihres Landes Wein, Früchte, Brod und Näschereien liefert. Inmitten dieser Ansammlung von Mauren, Berbern, Türken, Beduinen und selbst von »Mußafirs«, das heißt Europäern, promenirten Paschas, Scheiks, Kadis, Kaïds, alle Edelleute der Ortschaft; sie spalteten die Menge der Raayas, die sich demüthig und vorsichtig vor dem blanken Säbel der Soldaten oder dem Polizistenstocke der Zaptiehas öffnete, wenn mit seiner erhabenen Gleichgiltigkeit der Generalgouverneur dieser afrikanischen Provinz des türkischen Reiches, deren Verwaltung vom Sultan selbst abhängt, vorüberschritt.

Während man mehr als eine Million fünfmalhunderttausend Einwohner auf Tripoli rechnet, nebst sechstausend Mann Soldaten, besitzt die Stadt Tripolis für sich allein höchstens nur zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Seelen. An jenem Tage aber konnte man dreist behaupten, daß die Bevölkerung durch den Zufluß der

Neugierigen, die von allen Seiten des Festlandes herbeigeströmt waren, sich verdoppelt hätte. Diese »Landleute« hatten allerdings kein Unterkommen in der Hauptstadt der Regentschaft selbst gesucht. Weder die Häuser, deren schlechte Baumaterialien sie bald in Trümmer fallen ließen, noch die engen, pflasterlosen, gewundenen Straßen – man könnte sie fast himmellose nennen –, noch das an den Molo grenzende Stadtviertel, in welchem sich die Consulate befinden, noch der westliche Theil, wo die Juden ansässig sind, noch die für die Bedürfnisse der muselmännischen Rasse ausreichenden sonstigen Theile der Stadt wären, innerhalb der wenig elastischen Mauern der Umwallung, einem solchen Völkerstrome gewachsen gewesen.

Die Ebene von Sung-Ettelateh jedoch war groß genug für die Menge der Zuschauer, die zu dem Feste der Störche, dessen Andenken noch immer in den orientalischen Ländern Afrikas in Ehren gehalten wird, zusammengeströmt war.

Diese Ebene – ein gelbsandiges Stück der Sahara, welche das Meer vielfach bei Ostwind überfluthet – umgibt die Stadt auf drei Seiten und mißt in der Breite ungefähr einen Kilometer. An ihrem südlichen Ende entwickelt sich, ein wundersam berührender Gegensatz – die Oase der Mendschjeh mit dem blendenden Weiß ihrer Bauten, ihren Gärten und Orangen-, Citronen-, Dattelbäumen, den Massen ihrer grünen Gesträuche und Blumen, ihren Antilopen, Gazellen, Flamingos – eine riesige Enclave, auf der sich eine Bevölkerung von mindestens dreißigtausend Einwohnern vorfindet. Jenseits der Oase beginnt die Wüste, die mit keinem anderen ihrer Endpunkte dem Mittelmeere so nahe kommt wie hier; die Wüste beginnt dort mit ihren wandernden Dünen, ihrem unendlichen Sandteppiche, auf dem, wie Baron von Krafft sagt, »der Wind ebenso wie auf dem Meere Wellen formt«, das libysche Meer, dem selbst die aus undurchdringlichem Staube sich bildenden Nebel nicht fehlen.

Tripoli – ein fast ebenso großes Gebiet, wie Frankreich selbst ist, umfassend – breitet sich zwischen der Regentschaft von Tunis, Aegypten und der Sahara aus und nimmt über dreihundert Kilometer des Gestades des mittelländischen Meeres ein.

In diese Provinz, eine der am wenigsten bekannten Nordafrikas, in der man vielleicht am allerlängsten sich allen Nachforschungen entziehen kann, hatte sich Sarcany nach dem Verlassen von Tetuan geflüchtet. Tripolitaner von Geburt, war es nur natürlich, daß er in sein Heimatland, auf den Schauplatz seiner ersten Versuche, zurückkehrte. Wie man nicht vergessen haben wird, war er überdies mit der furchtbarsten Secte Nordafrikas sehr bekannt, er wußte also, daß er bei den Senusisten, deren Agent in der Fremde behufs Beschaffung von Waffen und Munition er zu sein nie aufgehört hatte, ausreichenden Schutz finden würde. Deshalb hatte er sich auch sofort nach seiner Ankunft in Tripolis in dem Hause des Moyaddems Sidi Hazam, des

wohlbekannten Chefs der Sectenbrüder dieses Districts, einquartiert.

Sarcany hatte nach der Aufhebung von Silas Toronthal auf der Landstraße von Nizza – ein Vorgang, der ihm völlig räthselhaft geblieben war – sofort Monte Carlo verlassen. Die von dem letzten Gewinne erübrigten wenigen tausend Franken – er gebrauchte die Vorsicht, sie nicht als allerletzten Einsatz auf's Spiel zu setzen – hatten hingereicht, um die Kosten der Reise zu decken und den Eventualitäten vorzubeugen, vor denen er zunächst Front machen mußte. Es stand in der That zu befürchten, daß der zur Verzweiflung gebrachte Silas Toronthal sich gedrängt fühlte, sich an ihm zu rächen, entweder dadurch, daß er Sarcany's Vergangenheit enthüllte oder Sarah's Lage verrieth. Denn der Bankier wußte wohl, daß diese in Tetuan, in den Händen Namir's sich befand. Daraus entsprang Sarcany's Entschluß, Marokko in kürzester Frist zu verlassen.

Es war das klug gehandelt, weil Silas Toronthal nicht zögern würde zu sagen, in welchem Lande und in welcher Stadt das junge Mädchen unter der Obhut der Marokkanerin zurückgehalten werde.

Sarcany beschloß deshalb, in die Regentschaft von Tripolis sich zurückzuziehen, woselbst ihm sowohl Actions- als Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen mußten. Sich dorthin mittelst der Packetboote der Küste oder mittelst der algerischen Eisenbahnen begeben, hieß aber – wie der Doctor ganz richtig vermuthet hatte – zuviel Gefahr laufen. Er zog es daher vor, sich einer Senusisten-Karawane anzuschließen, welche in die Cyrrhenäische Halbinsel zog und aus neu angeworbenen Mitgliedern aus den größten Vilajets von Marokko, Algerien und der tunesischen Provinz bestand. Diese Karawane, die in Eilmärschen zwischen Tetuan und Tripolis fünfhundert Meilen zurückzulegen hatte, indem sie der nördlichen Grenze der Wüste folgte, brach am 12. October auf.

Jetzt befand sich Sarah vollständig in der Macht ihrer Peiniger. Ihr Entschluß war aber trotzdem ein unerschütterlicher geblieben. Weder die Drohungen Namir's, noch die Wuthausbrüche Sarcany's hatten auf sie Eindruck machen können.

Beim Aufbruche von Tetuan zählte die Karawane bereits fünfzig Mitglieder oder Khuans; sie standen unter der Oberleitung eines Imam, der sie militärisch organisirt hatte. Die Provinzen, welche der französischen Regierung unterworfen waren, wurden übrigens sorgfältigst umgangen, um ja keine Schwierigkeiten hinsichtlich des Durchzuges zu haben.

Der afrikanische Continent bildet in Folge der Küstenbildung der algerischen und tunesischen Gebiete einen Bogen bis zur Westküste der großen Syrte, die jäh nach Süden abfällt. Es folgt daraus, daß die direkteste Straße, um von Tetuan nach Tripolis zu gelangen, die ist, welche die Sehne dieses Bogens bildet und die im Norden nicht höher als bis nach Laghuat

steigt, einer der äußersten Städte unter französischer Hoheit an der Grenze der Sahara.

Die Karawane zog zuerst nach dem Verlassen des marokkanischen Gebietes an der Grenze der reichen Provinzen Algeriens entlang, welche man das »neue Frankreich« nennt und die in Wirklichkeit Frankreich selbst vorstellen – mit mehr Berechtigung als Neu-Kaledonien, Neu-Holland, Neu-Schottland, Schottland, Holland und Kaledonien vorstellen, weil die afrikanischen Provinzen Frankreichs nur dreißig Stunden zu Wasser von diesem selbst entfernt sind.

In Beni-Mutan, in Oulad-Mail, Scharfat-El-Hamel verstärkte sich die Karawane durch eine ziemliche Anzahl von Bundesbrüdern. Ihre Theilnehmerzahl belief sich auf mehr denn dreihundert Menschen, als sie die tunesische Grenze am Ende der großen Syrte erreichte. Sie brauchte jetzt nur noch dem Zuge der Küste zu folgen und kam, während sie sich in den verschiedenen

Ortschaften der Provinz durch neue Khuans verstärkte, am 20. November, nach einer sechswöchentlichen Reise an der Grenze der Regentschaft an.

Zur Zeit, als unter großem Gelärm das Fest der Störche begangen werden sollte, waren Sarcany und Namir erst seit drei Tagen die Gäste des Moyaddem Sidi Hazam, dessen Behausung gleichzeitig Sarah Toronthal als Gefängniß diente.

Diese von einem schlanken Thurm überragte Behausung macht mit ihren weißen, fensterlosen Mauern, die von einigen Schießscharten durchbrochen waren, mit ihren mit Zinnen versehenen Terrassen, mit ihrer schmalen und niedrigen Thür, allerdings den Eindruck einer Art Festung. Diese vollkommene Zauiya lag außerhalb der Stadt, an dem Saume der Sandwüste und der Anpflanzungen der Mendschje, deren durch eine hohe Mauer beschützten Gärten auf die Domäne der Oase hinüberreichten.

Das Innere zeigte die gewöhnliche Einrichtung der arabischen Baulichkeiten, nur hier in dreifacher Gestalt, das heißt man zählte anstatt eines drei Patios oder Höfe. Diese Patios umschloß ein Viereck von Säulengalerien und Arkaden, auf welche wiederum die zahlreichen, meist reich ausgestatteten Zimmer führten. Im Hintergrunde des zweiten Hofes fanden die Besucher oder Gäste des Moyaddem eine ungeheure »Skifa«, eine Art Vorhalle, in der schon oft Konferenzen unter dem Vorsitze des Sidi Hazam abgehalten worden waren.

Dieses Haus wurde in natürlicher Weise von seinen hohen Mauern geschützt; es schloß außerdem aber auch ein zahlreiches Personal ein, welches im Falle eines Ueberfalles seitens der Nomaden oder selbst der tripolitanischen Behörden, deren Anstrengung darauf hinauslief, den Senusisten der Provinz wirksam die Hände zu binden, nachdrücklich über seine Sicherheit wachen konnte. Es befanden sich im Hause fünfzig Bundesbrüder, die sowohl

zur Vertheidigung wie zum Angriff gleich gut gerüstet waren.

Eine einzige Thür gewährte Einlaß in diese Zauyia; doch diese sehr dicke und unter ihren Schlössern höchst solide Thür war nicht leicht aufzudrücken, und wenn sie selbst aufgestoßen war, nicht leicht zu durchschreiten.

Sarcany hatte also bei dem Moyaddem ein sehr sicheres Asyl gefunden. Dort hoffte er seine Unternehmung zu einem guten Ende führen zu können. Seine Heirat mit Sarah mußte ihm ein beträchtliches Vermögen einbringen und nöthigenfalls konnte er auf den Beistand der Brüderschaft rechnen, die direct an dem Gelingen seines Planes interessirt war.

Die von Tetuan angelangten oder in den Vilajets aufgelesenen Senusisten hatten sich über die Oase von Mendschje zerstreut, bereit, sich beim ersten Zeichen zusammenzufinden. Dieses Fest der Störche diente überaus der Sache der

Senusisten, das war für die tripolitanische Polizei eine ausgemachte Sache. Dort auf der Ebene von Sung-Ettelateh sollten die Khuans von Nordafrika die Parole von den Muftis erhalten, um danach ihre Concentration auf der Cyrrhenäischen Halbinsel ins Werk zu setzen und dort unter der allmächtigen Oberhoheit eines Khalifen ein vollkommenes Piratenreich zu begründen.

Die Umstände lagen so günstig als möglich, denn gerade in dem Vilajet von Bhen-Ghazi zählte die Bruderschaft bereits die meisten Parteigenossen.

Am Tage des Festes der Störche in Tripolis spazierten drei Fremde inmitten der Menge aus der Ebene von Sung-Ettelateh umher.

Diese Fremden in ihrer arabischen Tracht hätte Niemand für Europäer gehalten. Der Aelteste von den Dreien trug die seinige mit einer so vollkommenen Unbefangenheit, wie sie nur lange Uebung hervorbringen kann.

Es war Doctor Antekirtt, ihn begleiteten Peter Bathory und Luigi Ferrato. Pointe Pescade und Kap Matifu waren in der Stadt zurückgeblieben, woselbst sie gewisse Vorbereitungen zu treffen hatten; sie wollten jedenfalls erst in dem Augenblick auf dem Schauplatze erscheinen, in welchem ihre Arbeit begann.

Erst vierundzwanzig Stunden früher war am Nachmittage der »Electric 2« im Schutze der Klippen vor Anker gegangen, welche für den Hafen von Tripolis eine Art natürlichen Dammes bilden.

Die Ueberfahrt war auch diesmal wieder eine äußerst schnelle gewesen. Nur drei Stunden Aufenthalt in Philippeville, auf der kleinen Rhede von Filfila, sonst nichts – damit war genügend Zeit zur Beschaffung der arabischen Kostüme gewonnen worden. Dann war der »Electric« unverzüglich wieder abgefahren, ohne daß seine Anwesenheit im Numidischen Golfe signalisirt worden wäre.

Als der Doctor und seine Gefährten – nicht auf den Quais von Tripolis, sondern an den Klippen außerhalb des Hafens gelandet, waren es nicht fünf Europäer, die den Fuß in die Regentschaft von Tripolis setzten, sondern fünf Orientalen, deren Kleidung in keiner Weise Aufmerksamkeit erregen konnte. Vielleicht würden sich Peter und Luigi in Folge mangelnder Gewohnheit in den Augen eines sorgfältigen Beobachters leicht verrathen haben. Pointe Pescade und Kap Matifu jedoch, die im Kostümwechsel bewandert waren, wie ihn der Seiltänzerberuf in vielgestaltiger Weise mit sich bringt, setzte diese Maskerade in keiner Weise in Verlegenheit.

Der »Electric« verbarg sich, als die Nacht angebrochen war, auf der anderen Seite des Hafens, in einer der wenig bewachten Buchten des Ufers. Dort sollte er sich bereit halten, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht in See gehen zu können. Der Doctor und seine Gefährten stiegen nach ihrer Landung die felsigen Uferpartien hinan und betraten nach Ueberschreitung des aus

grogen Blöcken hergestellten Quais, der nach Bab-el-Bahr führt, durch das Meerthor die engen Straßen der Stadt. Das erste Hotel, auf welches sie stießen – die Auswahl war überhaupt keine große – schien ihren Bedürfnissen, während eines Aufenthaltes von wenigen Tagen, wenn nicht nur von wenigen Stunden, vollkommen zu genügen. Sie gaben sich daselbst das Ansehen anspruchsloser Leute, von einfachen tunesischen Kaufleuten, die bei ihrem Aufenthalte in Tripolis die Gelegenheit, das Fest der Störche mitanzusehen, wahrnehmen wollten. Da der Doctor das Arabische ebenso correct wie die anderen Idiome am Mittelmeere sprach, so konnte seine Sprache kaum den Verräther spielen.

Der Hotelier empfing die fünf Reisenden, welche ihm die große Ehre, bei ihm vorzusprechen, zu Theil werden ließen, mit Auszeichnung. Er war ein dicker, geschwätziger Mann. Der Doctor, der ihn anfeuerte zu erzählen, hatte bald gewisse Dinge, die ihn besonders interessirten, von

ihm erfahren. Er hörte zunächst, daß jüngst eine Karawane von Marokko in Tripolis angelangt wäre; ferner erfuhr er, daß der in der Regentschaft sehr bekannte Sarcany dieser Karawane sich angeschlossen hätte und der Gastfreund im Hause Sidi Hazam's wäre.

Deshalb hatten sich am selben Abend noch der Doctor, Peter und Luigi unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln, um nicht erkannt zu werden, unter die Nomadenmassen gewagt, die auf der Ebene von Sung-Ettelateh lagerten. Auf ihrem Spaziergange jedoch beobachteten sie genau das Haus des Moyaddem am Saume der Oase von Mendschjeh.

Dort also war Sarah Sandorf eingeschlossen. Seit des Doctors Aufenthalte in Ragusa waren Vater und Tochter nie wieder so dicht beieinander gewesen, wie jetzt. Aber eine unüberschreitbare Mauer trennte sie. Peter hätte, um sie zu befreien, zweifellos Allem beigestimmt, selbst einem Vergleiche mit

Sarcany. Graf Mathias Sandorf und er wären gern bereit gewesen, das Vermögen fahren zu lassen, welches der Schuft zu erlangen wünschte. Sie durften aber nicht vergessen, daß sie gleichzeitig auch an dem Verräther Stephan Bathory's und Ladislaus Zathmar's Vergeltung zu üben hatten.

Jedenfalls boten in der Lage, in welcher sie sich augenblicklich befanden, ein Festnehmen Sarcany's und die Entführung Sarah's aus dem Hause des Sidi Hazam fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Eine Entführung mit Gewalt mußte mißglücken, würde das Unternehmen mit einer List ausgeführt, besser glücken? Würde das Fest am folgenden Tage die Ausführung ermöglichen? Man nahm es an und mit diesem Plane beschäftigten sich der Doctor, Peter und Luigi noch am selben Abend – einem Plane, der dem Gehirn Pointe Pescade's entsprungen war. Der tapfere Kerl konnte bei der Ausführung desselben sein Leben einbüßen; selbst wenn es ihm gelang, in die Behausung des Moyaddem zu dringen, würde es ihm schwer möglich

sein, Sarah Sandorf zu befreien. Seinem Muthe und seiner Geschicklichkeit aber schien nichts unmöglich.

Behufs Ausführung des gutgeheißenen Planes fanden sich deshalb am folgenden Abend der Doctor Antekirtt, Peter und Luigi auf der Ebene von Sung-Ettelateh ein, während Pointe Pescade und Kap Matifu sich zu Hause auf die Rollen vorbereiteten, welche sie auf dem Feste der Störche zu spielen gedachten.

Bis zu dieser Stunde hatte sich auf dem Festplatze noch nichts ereignet, was den Lärm und das Gewühl ahnen lassen konnte, die später am Abend beim Scheine unzähliger Fackeln die Ebene beherrschen sollten. Man konnte kaum inmitten der gedrängten Massen das Gehen und Kommen der senusistischen Parteigänger bemerken, die in möglichst einfache Gewänder gehüllt waren und sich nur mittelst eines freimaurerischen Zeichens die Befehle ihrer Führer mittheilten.

Es ist hier der geeignete Platz, das orientalische oder vielmehr afrikanische Märchen kennen zu lernen, dessen Hauptereignisse durch dieses Fest der Störche veranschaulicht werden sollen, welches auf die Muselmänner einen Hauptreiz auszuüben pflegt.

Es existirte ehemals auf dem afrikanischen Continent eine Rasse der Djins. Unter dem Namen der Bu-Ihebs bewohnten diese Djins ein mächtiges Gebiet, welches auf der Grenze der Wüste Hammada, zwischen Tripoli und dem Königreich von Fezzan gelegen war. Sie bildeten ein mächtiges Volk, das ebenso furchtbar war als es gefürchtet wurde. Denn es war ungerecht, treulos, unmenschlich und kriegslustig. Noch kein afrikanischer Herrscher hatte es zu unterjochen vermocht.

Eines Tages geschah es, daß der Prophet Suleyman versuchte, nicht die Djins anzugreifen, sondern sie zu bekehren. Zu diesem Zwecke sandte er ihnen einen Apostel, der ihnen die Liebe zum Guten,

den Haß des Bösen predigen sollte.
Verlorene Mühe! Die wilden Horden
bemächtigten sich des Missionärs und
nahmen ihn gefangen.

Die Djins zeigten deshalb sich so
außerordentlich kühn, weil sie wohl
wußten, daß in ihr isolirt gelegenes und
schwer zugängliches Land kein König mit
seinem Heere sich wagen würde. Sie
glaubten überdies, daß kein Bote den
Prophet Suleyman unterrichten würde,
welches Schicksal sein Sendling gefunden
hatte. Sie täuschten sich darin.

In ihrem Lande gab es eine Unmenge
Störche. Das sind, wie man weiß,
wohlgesittete Thiere, außerdem sind sie
äußerst intelligent und sehr zartfühlend,
denn die Sage behauptet, daß sie niemals
ein Land bewohnen, dessen Name auf
einem Geldstücke figurirt – das Geld ist
nämlich die Quelle jedes Uebels und der
mächtigste Verführer des Menschen zu
schlechten Leidenschaften.

Die Störche, die wohl sahen, in welchem Unglauben die Djins lebten, beriefen eines Tages eine Rathsversammlung und beschlossen einen aus ihrer Mitte zum Propheten Suleyman zu schicken, um die Mörder des Missionärs seiner gerechten Rache zu empfehlen.

Als bald befahl der Prophet seinem Wiedehopf, der sein Lieblingsbote war, alle Störche der Erde in den hohen Luftschichten des afrikanischen Himmels zu versammeln.

Das geschah und als die unzähligen Geschwader dieser Vögel vor dem Propheten Suleyman vereinigt waren, »bildeten sie,« so sagt die Legende wörtlich, »eine Wolke, die das ganze Land zwischen Mezda und Morzuq beschattet haben würde.«

Darauf nahm jeder Storch einen Stein in seinen Schnabel und flog dem Lande der Djins zu. Darüber hinstreichend steinigten sie diese gemeine Menschenrasse, deren

Seelen jetzt für die Ewigkeit auf dem Grunde der Wüste Hammada eingekerkert sind.

Das ist das Märchen, welches das Fest der Störche veranschaulichen sollte. Mehrere hunderte von Störchen waren unter mächtigen Netzen, die über die Oberfläche der Ebene von Sung-Ettelateh gespannt waren, vereinigt worden. Dort erwarteten sie, meistens auf einem Beine stehend, die Stunde ihrer Befreiung, und das Klappern ihrer Kinnbacken drang oft wie Trommelwirbel durch die Lüfte. Sobald das Zeichen gegeben war, sollten sie aufsteigen und unter dem Geheul der Zuschauer, dem betäubenden Lärm der Instrumente, Flintenfeuer und beim Aufleuchten der vielfarbigen Fackeln unschädliche Steine aus fester Erde auf ihre Getreuen fallen lassen.

Pointe Pescade kannte das Programm dieses Festes und dieses Programm hatte in ihm den Gedanken rege gemacht, eine Rolle in demselben zu spielen. Er konnte

unter solchen Umständen am Leichtesten in das Innere des Hauses Sidi Hazam's dringen.

Sobald die Sonne untergegangen war, gab ein auf der Festung Tripoli gelöster Kanonenschuß das von den Massen auf Sung-Ettelateh sehnsüchtigst erwartete Signal.

Der Doctor, Peter und Luigi wurden zuerst halb betäubt von dem das Trommelfell zerreißen, ringsherum sich erhebenden Lärm, dann fast geblendet von den tausenden von Lichtern, die auf der ganzen Ebene erglänzten.

Als der Kanonenschuß fiel, war die ganze Menge der Nomaden noch mit der Zurichtung ihres Abendbrodes beschäftigt gewesen. Hier gab es gerösteten Hammel und gekochte Hühner für die, welche Türken waren oder als solche erscheinen wollten; dort Kuskussu für die wohlhabenderen Araber; für die große Masse der armen Teufel, die in ihren

Taschen mehr Kupfermähbubs als Geldmittel hatten, gab es eine einfache »Bazihna«, eine Art mit Oel durchsetzten Gerstenschleimes; in Strömen aber floß der »Lagby«, das aus dem Dattelbaume gezogene Getränk, welches, in den Zustand des alkoholhaltigen Bieres versetzt, vollständig berauschend wirkt.

Einige Minuten nach Abfeuerung des Schusses waren Männer, Frauen, Kinder, Türken, Araber, Neger nicht mehr zu halten. Es bedurfte der ganzen Sonorität der barbarischen Orchester, um dieses menschliche Tohuwabohu noch zu übertönen. Hier und dort sprengten Reiter einher, wobei sie ihre langen Flinten und Sattelpistolen abfeuerten, während Feuerwerkskörper und Kanonenschläge mit geschützartigem Knall explodierten – alles inmitten eines Tumultes, der sich unmöglich beschreiben läßt.

Hier führte beim Scheine der Fackeln, beim Wirbel der Holztrommeln und einem monotonen Singsang ein phantastisch

gekleideter Negerführer, dessen Lenden vom Gerassel des an ihm hängenden Knochenschmuckes widertönten, während eine teuflische Maske sein Gesicht verdeckte, an dreißig Grimassen schneidende Schwarze zum Tanze in den Kreis konvulsivisch mit den Händen schlagender Frauen.

Wilde Aïssassuyas, die schon auf der letzten Stufe religiösen Wahnsinnes und alkoholischer Trunkenheit angelangt waren, denen der Schaum vor dem Munde stand, die Augen aus ihren Höhlen getreten waren, welche Holz zerkauten und Eisen zerbissen, sich die Haut abschunden und mit glühenden Kohlen jonglirten, umwickelten sich mit langen Schlangen, die sie in die Handgelenke, Knie, Lippen bissen und denen sie das Gleiche anthaten, indem sie ihren blutenden Schwanz auffraßen.

Doch bald drängte das Volk in ausgesprochener Weise dem Hause des Sidi Hazam zu, gerade als ob ein neuartiges Schauspiel es dort erwartete.

Zwei Männer, der Eine dick, der Andere dünn – zwei Akrobaten hatten sich dort eingefunden, deren wunderbare, mit Kraft und Geschicklichkeit ausgeführte Exercitien einen vierfachen Kreis von Zuschauern herbeilockten; brausende Hurrahs, wie sie nur tripolitanische Kehlen von sich zu geben im Stande sind, lohnten den Künstlern.

Es waren Pointe Pescade und Kap Matifu. Sie hatten den Schauplatz ihrer Thaten nur wenige Schritte vom Hause des Sidi Hazam entfernt gewählt. Beide hatten bei dieser Gelegenheit ihr Handwerk als Meßbudenakrobaten noch einmal ergriffen. Mit Flitterzeug angethan, das sie sich aus arabischen Stoffen zurechtgeschnitten hatten, gingen sie auf neue Erfolge aus.

»Wirst Du auch nicht schon zu steif geworden sein? hatte Pointe Pescade Kap Matifu gefragt.

– Nein, Pointe Pescade, hatte Jener geantwortet.

– Und Du wirst vor keinem Exercitium,
welches es auch immer sein mag,
zurückschrecken, um diese Dummköpfe zu
begeistern?

– Ich? ... Zurückschrecken?

– Selbst wenn Du Kieselsteine aufbeißen
und Schlangen verzehren solltest?

– Gekochte –? fragte Kap Matifu.

– Nein ... rohe.

– Rohe?

– Und lebendige!«

Kap Matifu hatte zwar ein schiefes Gesicht
gezogen, aber er war entschlossen, wenn es
nicht anders sein konnte, auch lebendige
Schlangen zu essen wie der gewöhnlichste
Aïssassuya.

Der Doctor, Peter und Luigi, die sich unter
die übrigen Zuschauer gemischt hatten,

verloren die beiden Genossen nicht aus den Augen.

Nein! Kap Matifu war gewiß nicht steif. Er hatte nichts von seiner wunderbaren Kraft eingebüßt. Zunächst hatten die Schultern von fünf bis sechs Arabern, die sich mit ihm hatten messen wollen, die Erde geküßt.

Dann waren es die Jongleurkunststückchen, welche die Araber entzückten, als entzündete Fackeln zwischen den Händen Kap Matifu's und Pointe Pescade's in krausen Linien einherflogen.

Dieses Publikum war gewiß nicht leicht zufrieden zu stellen. Es gab da eine ganz bedeutende Menge von Anhängern der halbwilden Tuaregs, »deren Geschicklichkeit derjenigen der furchtbarsten Thiere dieser Breitengrade gleichkommt«, wie sich die Ankündigung des großartigen Programmes der berühmten Bracco-Truppe ausdrückte. Diese Kenner hatten schon dem unbeugsamen Mustapha, dem Samson der Wüste, dem

Kanonenkönige applaudirt, dem »die Königin von England durch ihren Kammerdiener hatte bestellen lassen, er möge seine Experimente nicht wiederholen, aus Furcht, es könnte Jenem ein Unglück zustoßen!« Doch Kap Matifu war in allen seinen Krafttouren unerreichbar und er hatte keine Nebenbuhler darin zu befürchten.

Ein letzter Trick sollte die Begeisterung der die europäischen Künstler umgebenden kosmopolitischen Menge auf die Spitze treiben. Er wird häufig in den Arenen Europas gezeigt, doch den tripolitanischen Gaffern war er jedenfalls noch unbekannt.

Die Zuschauer drängten so dicht als möglich an die beiden Akrobaten heran, die beim Scheine der Fackeln »arbeiteten«, um nichts von ihren Künsten zu verlieren.

Kap Matifu ergriff eine fünfundzwanzig bis dreißig Fuß lange Stange und hielt sie vertical mit seinen fest auf die Brust gestemmtten Fäusten. An der Spitze dieser

Stange, auf welche Pointe Pescade mit affenartiger Geschwindigkeit geklettert war, balancirte dieser in ausnehmend kühnen Stellungen, während er das obere Ende dadurch in beunruhigender Weise herunterbog.

Kap Matifu jedoch stand unerschütterlich; er fußte nur langsam hin und her, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Gerade als er sich dicht an der Mauer des Hauses von Sidi Hazam befand, hatte er noch die Kraft, die Stange auf Armeslänge von sich abzuhalten, während Pointe Pescade in der Haltung eines Siegers dem Publikum Kußfinger zuwarf.

Die durchaus bezauberte Menge der Araber und Neger heulte, klatschte in die Hände und trampelte mit den Füßen. Niemals hatte der Samson der Wüste, der unbeugsame Mustapha, der Kühnste der Tuaregs, sich zu einer solchen Leistung aufgeschwungen.

Plötzlich tönte ein zweiter Kanonenschuß von den Wällen der Festung Tripoli

hinüber. Bei diesem Zeichen erhoben sich die plötzlich aus den Netzen, in denen sie gefangen gehalten worden waren, losgelassenen hunderte von Störchen in die Lüfte und ein Hagel falscher Steine prasselte auf die Ebene herunter inmitten des betäubenden Concerts überirdischen Geklappers, das mit nicht weniger großer Heftigkeit gegen das irdische Getöse ankämpfte.

Damit war der Höhepunkt des Festes erreicht, der Paroxismus stieg auf den Gipfel. Man konnte dreist behaupten, daß alle Irrenhäuser der Erde ihre Insassen auf die Ebene von Sung-Ettelateh bei Tripoli ausgespieen hätten.

Nur die Behausung des Moyaddem war, als wenn man in ihr taub und stumm gewesen wäre, während der Stunden allgemeinen Vergnügtseins nicht geöffnet worden, kein Einziger der Anhänger des Sidi-Hazam hatte sich an der Thür oder auf den Terrassen gezeigt.

Aber o Wunder! Gerade als die Fackeln nach dem Aufsteigen der Störche plötzlich erloschen, war auch Pointe Pescade plötzlich verschwunden, gerade als wenn er mit den treuen Thieren des Propheten Suleyman den Flug in die Lüfte gemacht hätte.

Was war aus ihm geworden?

Kap Matifu sah nicht so aus, als ob er gerade sehr besorgt wegen dieses Ereignisses wäre. Nachdem er seine Stange fortgeschneit hatte, fing er sie an ihrem anderen Ende wieder auf und ließ sie, wie ein Tambourmajor, um die Finger wirbeln. Das Verschwinden Pointe Pescade's schien für ihn das natürlichste Ding auf Erden zu sein.

Das Erstaunen der Zuschauer war natürlich nun noch ein größeres und ihr Enthusiasmus endete in einem so brausenden Hurrah, daß man es über den Saum der Oase hinaus noch hörte. Keiner von ihnen zweifelte daran, daß der Akrobat

einen kleinen Ausflug durch die Lüfte in
das Königreich der Störche gemacht habe.

Hat nicht das Unerklärliche stets den
größten Reiz für die große Menge?

III. Das Haus des Sidi Hazam.

Es ging auf neun Uhr. Musketenfeuer, Gelärm, Musik, Alles war plötzlich verstummt. Die Menge begann sich zu verlaufen, die Einen kehrten nach Tripoli zurück, die Anderen suchten die Oase von Mendschjeh und die benachbarten Ortschaften zu erreichen. Ehe eine Stunde um war, lag die Ebene von Sung-Ettelateh schweigsam und verlassen da. Die Zelte waren zusammengelegt, die Lagerstätten abgebrochen worden, die Neger und Araber hatten sich schon auf den Marsch nach ihren Provinzen in Tripolis gemacht, während die Senusisten sich der Cyrrhenäischen Halbinsel und namentlich Ben-Ghazi zuwendeten, woselbst sich alle Streitkräfte des Kalifen sammeln sollten.

Der Doctor Antekirtt, Peter und Luigi nur beabsichtigen den Platz während der ganzen Nacht nicht zu verlassen. Auf jedes

Ereigniß seit dem Verschwinden Pointe Pescade's gefaßt, hatte Jeder von ihnen alsbald seinen Beobachtungsposten am Fuße der Mauern des Hauses von Sidi Hazam selbst gewählt.

Pointe Pescade, der mit einem staunenswerthen Satz in dem Augenblick, als Kap Matifu die Stange mit gestreckten Armen hielt, sich abgeschnellt hatte, war auf den Kranz einer der Terrassen gefallen, welche das die verschiedenen Höfe des Hauses beherrschende Minaret umgaben.

Inmitten der dunklen Nacht hatte ihn Niemand weder von außen noch vom Hause aus sehen können, nicht einmal von der Skifa; diese lag auf dem zweiten Patio, in welchem eine Anzahl von Khuans, theils schlafend, theils auf Befehl des Moyaddem wachend vereinigt war.

Pointe Pescade konnte begreiflicher Weise sich keinen feststehenden Plan zurechtgelegt haben, denn die verschiedenartigsten Umstände konnten

eintreten und das Luftgebäude über den Haufen werfen. Die innere Eintheilung des Hauses Sidi Hazam's war ihm nicht bekannt, er wußte ferner nicht, wo das junge Mädchen eingeschlossen war, ob sie allein sich befand oder bewacht wurde und ob ihr die physische Kraft zur Flucht nicht abgehen würde. Er sah sich deshalb genöthigt, auf gut Glück vorzugehen. Seine Ueberlegungen lauteten:

»Ich muß vor Allem, entweder mit List oder Gewalt zu Sarah Sandorf dringen. Wenn sie mir nicht unverzüglich folgen kann, wenn es mir nicht gelingt, sie heute Nacht noch zu entführen, so soll sie wenigstens erfahren, daß Peter Bathory am Leben, daß er hier, am Fuße dieser Mauern sich befindet, und daß Doctor Antekirtt und seine Genossen bereit sind, ihr zu Hilfe zu kommen; schließlich daß sie, wenn die Flucht nicht so schnell zu ermöglichen ist, keiner Drohung nachgeben soll ... Es ist ja allerdings möglich, daß ich, noch ehe ich sie sehen und sprechen kann, überrascht

werde ... Doch dann habe ich noch immer Zeit, andere Entschlüsse zu fassen.«

Er sprang über die Brustwehr, eine Art weißschimmernden Wulstes, den Mauerzinnen durchbrachen. Seine erste Sorge war es nun, einen dünnen, mit Knoten versehenen Strick abzuwickeln, welchen er unter seinem leichten Clowngewand verborgen gehabt hatte; er befestigte das eine Ende an einer der Zinnen, so daß es außerhalb der Mauer bis zum Boden hingab. Es war das eine Vorsichtsmaßregel, die nur gutzuheißen war. Darauf wagte sich Pointe Pescade weiter vor und zwar kroch er auf dem Bauche die Brustwehr entlang. In dieser Stellung, welche ihm die Klugheit eingab, lauschte er mit angehaltenem Athem. Wenn er gesehen worden wäre, hätten die Leute Sidi Hazam's gewiß bereits die Mauer erstiegen, und in diesem Falle konnte er für sein Theil schwerlich den Strick benützen, aus dem er ein Rettungsmittel für Sarah Sandorf hatte machen wollen.

Ein tiefes Schweigen herrschte im Hause des Moyaddem. Da weder Sidi Hazam, noch Sarcany, noch die Leute des Ersteren Theil an dem Feste der Störche genommen hatten, so hatte sich die Thür der Zauiya seit Sonnenaufgang noch nicht geöffnet.

Nachdem Pointe Pescade einige Minuten gewartet, rutschte er nach der Ecke hin, in welcher das Minaret aufstieg. Die Treppe, welche den oberen Theil dieses Minarets zugänglich machte, führte jedenfalls zum Erdboden des ersten Patio hinunter. Eine Thür, die auf die Terrasse führte, ermöglichte das Herabsteigen zu den Erdgeschossen der inneren Höfe.

Diese Thür war von innen verschlossen, nicht mittelst eines Schlüssels – sondern mit einem Riegel, der von außen nur aufgestoßen werden konnte, wenn ein Loch in den Thürflügel gebohrt wurde. Mit dieser Arbeit hätte Pointe Pescade ganz gewiß fertig werden können, denn in seiner Tasche steckte ein mit den verschiedenartigsten Klingen versehenes Messer, ein kostbares

Geschenk des Doctors, das er gut gebrauchen konnte. Aber die Arbeit hätte längere Zeit in Anspruch genommen und wahrscheinlich ein Geräusch verursacht.

Sie war auch unnöthig. Denn in einer Höhe von drei Fuß über der Terrasse befand sich in der Mauer des Minarets ein Lichtfenster in Form einer Schießscharte. Es hatte zwar nur einen sehr geringen Durchmesser, aber auch Pointe Pescade war nur dünn. Besaß er im Uebrigen nicht auch die Gewandtheit einer Katze, die im Stande ist, ihren Körper zu verlängern, wenn sie einen kaum passirbar erscheinenden Weg zu nehmen wünscht? Er versuchte und mit einigen Abschürfungen der Schulter ging es: er befand sich bald im Innern des Minarets.

»Das hätte Kap Matifu gewiß nicht fertig bekommen,« konnte er zu sich selbst mit vollem Rechte sagen.

Er tastete sich bis zur Thür, deren Riegel er zurückschob, um sie offen vorzufinden,

wenn es nöthig sein sollte, auf demselben Wege zurückzukehren.

Er stieg die Wendeltreppe des Minarets hinunter und zwar ließ er sich gleiten, so daß er die Holzstufen kaum zu berühren brauchte, die vielleicht unter seinen Tritten geknarrt hätten. Unten angelangt, sah er wiederum eine verschlossene Thür vor sich, doch diese brauchte er nur aufzustoßen, damit sie sich öffnete.

Diese Thür führte auf eine Colonnadenreihe, welche nur den ersten Patio einschloß; in ihr mündeten eine Anzahl Zimmer. Nach der auf der Treppe herrschenden vollständigen Dunkelheit erschien diese Umgebung in einem doppelt so hellen Lichte. Im Uebrigen zeigte sich im Innern weder ein Licht noch hörte man irgend etwas.

In der Mitte des Patio befand sich ein rundes Springbrunnenbassin, umgeben von großen Blumenkübeln, aus denen die verschiedenartigsten Staudengewächse,

Pfeffersträucher, Palmen, Rosenlorbeer,
Cactusse sproßten, deren dichtes Grün
einen Wald um den Rand des Bassins zu
bilden schien.

Pointe Pescade schlich mit den Tritten eines
Wolfes durch die Gallerie, indem er vor
jedem Zimmer stehen blieb. Sie schienen
unbewohnt zu sein. Doch nicht alle, denn
hinter der Thür eines der letzten ließ sich
ein Gemurmel menschlicher Stimmen
vernehmen.

Pointe Pescade wich zunächst zurück. Es
war Sarcany's Stimme – dieselbe, die er in
Ragusa mehrfach vernommen hatte;
obwohl er sein Ohr an die Thür legte,
konnte er doch nichts von dem, was dort im
Zimmer verhandelt wurde, vernehmen.

Jetzt ließ sich ein stärkeres Geräusch
vernehmen. Blitzschnell eilte Pointe
Pescade zurück und duckte hinter einem der
großen, um das Bassin vertheilten
Blumenkübel nieder.

Sarcany öffnete soeben die Thür des betreffenden Zimmers. Ein hochgewachsener Araber begleitete ihn. Beide setzten ihre Unterhaltung bei ihrem Spaziergange in der Galerie des Patio fort.

Unglücklicherweise konnte Pointe Pescade nicht verstehen, wovon sich Sarcany und sein Begleiter unterhielten, denn sie bedienten sich der arabischen Sprache, deren er nicht mächtig war. Zwei Worte jedoch schlugen an sein Ohr, die er verstand: der Name Sidi Hazam's – es war in der That der Moyaddem selbst, der mit Sarcany plauderte – und derjenige Antekirtta's, der mehrfach in der Unterhaltung wiederkehrte.

»Das ist zum Mindesten befremdlich, sagte sich Pointe Pescade. Warum sprechen sie von Antekirtta? ... Sollten Sidi Hazam, Sarcany und alle Piraten von Tripolis wirklich eine Expedition gegen unsere Insel unternehmen wollen? Tausend Teufel! Muß man auch gerade nichts von der Sprache

verstehen, welche die beiden Schufte dort reden!«

Pointe Pescade gab sich Mühe, noch ein anderes verdächtiges Wort aufzufangen, während er sich ganz in die Pflanzen verkroch, als Sarcany und Sidi Hazam sich dem Bassin näherten. Die Nacht war so dunkel, daß sie ihn nicht sehen konnten.

»Wenn Sarcany noch allein in diesem Hofe gewesen wäre, sprach er weiter zu sich, dann hätte ich ihm an die Gurgel springen und ihn unschädlich machen können. Damit wäre aber Sarah Sandorf allerdings nicht geholfen gewesen und ihretwegen habe ich eigentlich den wagehalsigen Sprung unternommen ... Geduld ... Sarcany kommt später an die Reihe.«

Die Unterhaltung Sidi Hazam's mit Sarcany dauerte vielleicht zwanzig Minuten. Der Name Sarah's wurde wiederholt ausgesprochen und zwar stets mit dem Zusatze eines arabischen Wortes, welches, wie er öfter gehört, die Bedeutung

»verlobt« hat. Der Moyaddem kannte ersichtlich Sarcany's Pläne und ließ diesem hilfreiche Hand.

Dann zogen sich beide Männer durch eine der Eckthüren des Patio zurück, welche diese Gallerie mit den anderen Flügeln in Verbindung setzte.

Sobald sie verschwunden waren, glitt auch Pointe Pescade diese Galerie entlang und blieb vor derselben Thür stehen. Er stieß sie auf und befand sich vor einem schmalen Gange, welchem er folgte, indem er an der Mauer entlang tastete. An seinem Ende breitete sich eine doppelte Arkade aus; sie wurde von einer Centralsäule getragen, die den Eingang zum zweiten Hofe vermittelte.

Helles Licht strahlte aus den Oeffnungen der Skifa, die auf den Patio hinausführten und spiegelte seine Reflexe auf dem Boden wider. Es wäre nicht gerathen gewesen, sie jetzt zu überschreiten. Ein Gemurmel zahlreicher Stimmen wurde hinter der

geschlossenen Thür dieses Saales
vernehmbar.

Pointe Pescade zögerte einen Augenblick.
Was er suchte, war das Zimmer, in welchem
Sarah gefangen gehalten wurde; er konnte
kaum noch darauf zählen, daß es der Zufall
ihm entdeckte.

Plötzlich tauchte grell ein Licht am anderen
Ende des Hofes auf. Eine Frau, die eine
arabische, mit Kupferzierrathen und
Scheiben ausgestattete Laterne trug, kam
aus einem in der gegenüberliegenden Ecke
des Patio befindlichen Zimmer und ging
durch die Galerie, auf welche sich die Thür
der Skifa öffnete.

Pointe Pescade erkannte diese Frau sofort
wieder ... es war Namir.

Da es möglich war, daß diese sich in das
Zimmer begab, in welchem sich das junge
Mädchen befand, so mußte ein Mittel
erdacht werden, welches ermöglichte, ihr
zu folgen, und um ihr zu folgen, mußte sie

vorübergelassen werden, ohne daß sie ihn bemerken konnte. Dieser Augenblick mußte über das kühne Unterfangen Pointe Pescade's und über das Schicksal Sarah Sandorf's entscheiden.

Namir kam näher. Ihre, fast den Boden erreichende, Laterne tauchte die obere Partie der Galerie in um so größere Dunkelheit, je heller das Mosaikpflaster beleuchtet war. Da sie unter den Arkaden entlang gehen mußte, so wußte Pointe Pescade in der That nicht, was er beginnen sollte; plötzlich zeigte ihm ein aus der Laterne fallender Strahl, daß der obere Theil der Arkade aus durchbrochenen Arabesken in maurischem Geschmacke bestand.

Auf die Mittelsäule klettern, sich an eine der Arabesken klammern, mit Hilfe der Armmuskeln einen Aufzug machen, sich um den Säulenschaft legen und dort unbeweglich wie ein Heiliger in seiner Nische verharren, war für Pointe Pescade das Werk eines Augenblickes.

Namir ging unter ihm vorüber, ohne ihn zu sehen und erreichte die gegenüberliegende Seite der Galerie. Vor der Thür der Skifa angekommen, öffnete sie diese.

Ein blendender Lichtstrahl fiel in den Hof und erlosch sofort, als sich die Thür wieder geschlossen hatte.

Pointe Pescade überlegte – hätte er einen besseren Ort dazu finden können, als den unfreiwillig gewählten?

»Namir ist also in diesen Saal gegangen, meinte er. Ersichtlich wird sie sich nicht in Sarah Sandorf's Zimmer begeben. Vielleicht aber ist sie aus demselben gekommen und in diesem Falle müßte das in der Ecke dort das betreffende sein ... Wir wollen uns gleich überzeugen.«

Pointe Pescade wartete noch einige Augenblicke, ehe er seinen Zufluchtsort aufgab. Das Licht im Innern der Skifa schien allmählig an Intensität nachzulassen und auch das Gewirr der Stimmen

beschränkte sich jetzt auf ein schwaches Gemurmel. Die Stunde war wohl gekommen, in der das ganze Personal des Sidi Hazam sich zur Ruhe begab. Die Umstände waren also so günstig als möglich, um die That auszuführen, denn dieser ganze Theil des Hauses versank bereits in Schweigen, trotzdem noch nicht der letzte Lichtschimmer verblichen war. Doch auch das geschah.

Pointe Pescade ließ sich an der Säule der Arkade heruntergleiten, und schlüpfte auf dem Fußboden der Galerie an der Thür der Skifa vorüber; er ging um den Patio herum und erreichte in der gegenüberliegenden Ecke das Zimmer, aus welchem Namir getreten war.

Pointe Pescade öffnete die Thür, die kein Schlüssel verschloß. Beim Scheine einer arabischen Lampe, die in ihrem matten Glase einer Nachtlampe ähnelte, nahm er hastig das Zimmer in Augenschein.

Einige Decken, die an den Wänden hingen, hier und dort Fußbänke in maurischer Form, in den Ecken aufgehäufte Kissen, ein über den Mosaikboden gebreiteter doppelter Teppich, ein niedriger Tisch, der noch die Reste einer Mahlzeit trug, ein mit einem Wollstoff bedeckter Divan – Alles das sah Pointe Pescade zunächst.

Er trat ein und schloß die Thür.

Eine weibliche Gestalt – sie ruhte wohl mehr als daß sie wirklich schlief – lag halb bedeckt von einem jener Burnusse, in welche sich die Araber gewöhnlich vom Kopf bis zu den Füßen zu hüllen pflegen, auf dem Divan.

Es war Sarah Sandorf.

Pointe Pescade erkannte das junge Mädchen ohne Bedenken wieder, denn er war ihr oft genug in den Straßen von Ragusa begegnet. Doch wie hatte sie sich seit jener Zeit verändert! Ihre bleiche Farbe, dieselbe, die sie in dem Augenblick

bedeckte, als ihr Hochzeitswagen mit dem Leichenzuge Peter Bathory's zusammenstieß, ihre Haltung, ihr trauriges Aussehen, ihre unnatürliche Betäubung – Alles das verrieth deutlich, was sie gelitten haben mußte und noch litt.

Kein Augenblick war zu verlieren.

Da die Thür nicht verschlossen gewesen, so war anzunehmen, daß Namir in jedem Augenblicke zurückkehren konnte. Die Marokkanerin bewachte sie augenscheinlich Tag und Nacht. Unnütze Vorsicht; selbst wenn das junge Mädchen dieses Zimmer verlassen hätte, wie sollte sie es ermöglichen, ohne eine von draußen kommende Hilfe zu entfliehen? Das ganze Haus Sidi Hazam's wurde bewacht wie ein Gefängniß.

Pointe Pescade beugte sich über den Divan. Er war nicht wenig betroffen von der Aehnlichkeit Sarah's mit dem Doctor Antekirtt – die ihm bisher nicht aufgefallen war.

Das junge Mädchen öffnete die Augen.

Als sie einen vor ihr stehenden Fremden in einem sonderbaren Akrobatencostüm erblickte, der den Finger auf die Lippen drückte, den Blick flehend auf sie richtete, da war sie zunächst mehr bestürzt als wirklich erschrocken. Sie richtete sich auf, hatte aber die Geistesgegenwart, nicht zu rufen.

»Schweigen Sie! bat Pointe Pescade. Sie haben nichts zu befürchten. Ich komme her, um Sie zu retten ... Hinter diesen Mauern erwarten Ihre Freunde Sie, Freunde, die sich gern tödten lassen, nur um Sie den Händen Sarcany's zu entreißen ... Peter Bathory lebt ...

– Peter ... lebt? rief Sarah. Die Schläge ihres Herzens schienen zu stocken.

– Lesen Sie!«

Pointe Pescade reichte dem jungen Mädchen einen Zettel hin, auf dem die

Worte standen:

»Sarah, vertrauen Sie sich dem an, der mit Gefahr seines Lebens zu Ihnen dringt ... Ich bin am Leben ... Ich bin hier ...

Peter Bathory.«

Peter am Leben! Er am Fuße der Mauern. Durch welches Wunder? ... Sarah sollte es später erfahren ... Eines genügte vorläufig, Peter war da!

»Wir wollen fliehen! rief sie.

– Ja, wir wollen fliehen, antwortete Pointe Pescade, aber unter für uns günstigen Umständen. – Eine Frage gestatten Sie: Bringt Namir die Nacht gewöhnlich in diesem Zimmer zu?

– Nein, erwiderte Sarah.

– Gebraucht sie die Vorsicht, Sie einzuschließen, wenn sie längere Zeit abwesend ist?

– Ja.

– So wird sie also zurückkehren?

– Ja ... Lassen Sie uns fliehen!

– Sofort,« sagte Pointe Pescade.

Vor Allem mußte die Treppe zum Minaret und die Terrasse erreicht werden, welche auf der Seite der Ebene lag.

Einmal da, konnte mit Hilfe der Leine, die an der Außenwand der Mauer bis zur Erde hing, die Flucht leicht bewerkstelligt werden.

»Kommen Sie!« sagte Pointe Pescade und nahm Sarah bei der Hand.

Er schickte sich an, die Thür des Zimmers zu öffnen, als sich auf den Fliesen der Galerie Schritte vernehmen ließen. Gleichzeitig hörte man einige Worte in befehlerischem Tone sprechen. Pointe Pescade hatte die Stimme Sarcany's

erkannt, er blieb auf der Schwelle der Thür stehen.

»Er ist es ... er ist es ... flüsterte das junge Mädchen. Sie sind verloren, wenn er Sie hier findet.

– Er wird mich nicht finden,« gab Pointe Pescade zurück.

Der geschickte Jüngling warf sich zu Boden und mit Hilfe eines Akrobatenkniffes, den er oft genug in den Jahrmarktsbuden gezeigt, wickelte er sich in einen der am Boden liegenden Teppiche und rollte sich in die dunkelste Ecke des Zimmers.

Die Thür öffnete sich gerade vor Sarcany und Namir und schloß sich hinter ihnen.

Sarah hatte ihren Platz auf dem Divan wieder eingenommen. Was wollte Sarcany zu solcher Zeit von ihr? Wollte er neue Gründe vorbringen, die ihre Weigerung hinfällig machen sollten? ... Sarah war jetzt

stark! Sie wußte, daß Peter lebte und sie draußen erwartete!

Pointe Pescade konnte unter dem Teppiche Alles hören, wenn er auch nichts sehen konnte.

»Sarah, sagte Sarcany, wir werden morgen Mittag dieses Haus verlassen und einen anderen Wohnort uns suchen. Doch will ich nicht von hier fortgehen, bevor Sie nicht in unsere Ehe gewilligt haben, bevor nicht die Heirat vollzogen ist. Alles ist bereit, sie kann jetzt im Augenblick ...

– Weder jetzt noch später, antwortete das junge Mädchen mit ebenso gelassener Stimme als entschiedenem Tone.

– Sarah, fuhr Sarcany fort, als hätte er absichtlich ihre Antwort überhört, in unserem beiderseitigen Interesse muß Ihre Einwilligung eine freiwillige sein, in unserem beiderseitigen Interesse, verstehen Sie mich wohl? ...

– Wir haben noch nie ein gemeinsames Interesse gehabt und werden auch nie eines haben.

– Hüten Sie sich! ... Ich erinnere Sie an die Einwilligung, die Sie zur Zeit in Ragusa ausgesprochen haben ...

– Aus Gründen, die heute nicht mehr maßgebend sind.

– Hören Sie mich, Sarah, sagte Sarcany, dessen scheinbare Ruhe nur schlecht den mühsam verhaltenen, gewaltigen Zorn verbarg, zum letzten Male bitte ich Sie um Ihre Einwilligung ...

– Ich werde sie verweigern, so lange ich die Kraft dazu haben werde.

– Nun gut, diese Kraft wird man Ihnen nehmen, schrie Sarcany. Treiben Sie mich nicht zum Aeüßersten! Diese Kraft, deren Sie sich gegen mich bedienen, wird Namir zu vernichten wissen und gegen Ihren Willen, wenn es sein muß! Leisten Sie mir

weiter keinen Widerstand, Sarah! ... Der Imam ist hier, um unsere Heirat nach der Sitte dieses Landes, welches meine Heimat ist, zu vollziehen ... Folgen Sie mir also!«

Sarcany ging auf das junge Mädchen zu, die hastig aufgesprungen und bis an die hinterste Wand des Zimmers zurückgewichen war.

»Elender! rief sie.

– Sie werden mir folgen! ... Sie werden mir folgen! wiederholte Sarcany, der jede Herrschaft über sich selbst verloren hatte.

– Niemals!

– Nehmen Sie sich in Acht!«

Sarcany hatte ihren Arm gepackt und bemühte sich in Gemeinschaft mit Namir Sarah mit Gewalt in die Skifa zu schleppen, wo Sidi Hazam und der Imam Beide erwarteten.

»Zu Hilfe! ... Zu Hilfe! schrie Sarah. Zu Hilfe, Peter Bathory!

– Peter Bathory! schrie Sarcany. Du rufst einen Todten zu Deiner Hilfe?

– Nein ... er lebt! ... Zu Hilfe, Peter!«

Diese Antwort flößte Sarcany einen jähen Schrecken ein; die Erscheinung seines Opfers hätte ihm wahrscheinlich keine größere Furcht eingeflößt als dieser Ausruf. Doch kam er schnell wieder zu sich. Peter Bathory am Leben! ... Peter, den er mit eigener Hand niedergestochen, dessen Körper er auf den Kirchhof von Ragusa hatte tragen sehen ... Das konnte nur der Einfall einer Wahnsinnigen sein und möglich war es ja, daß Sarah in einer Anwendung von Verzweiflung den Verstand verloren hatte.

Pointe Pescade hatte die ganze Unterredung angehört. Damit, daß Sarah Sarcany verrieth, Peter Bathory wäre am Leben, spielte Sarah um ihr Leben; das war gewiß.

Für den Fall, daß der Elende seine rohen Angriffe erneuerte, hielt er sich bereit, mit dem Messer in der Hand zu erscheinen. Wer ihn für fähig gehalten hätte, noch zu zaudern, Jenen niederzustechen, der kannte Pointe Pescade schlecht.

Doch kam es nicht dahin. Sarcany zog Namir in schroffer Weise mit sich fort. Das Zimmer wurde mittelst eines Schlüssels verschlossen, das junge Mädchen, dessen Schicksal sich nun entscheiden mußte, war gefangen.

Pointe Pescade hatte den Teppich abgeworfen und war mit einem Satze auf den Beinen.

»Kommen Sie!« sagte er zu Sarah.

Da das Schloß der Thür sich innerhalb des Zimmers befand, so deckte der geschickte Mensch es schnell und ohne Geräusch mit Hilfe des Schraubenziehers an seinem Messer auf.

Sobald die Thür geöffnet und hinter ihnen wieder geschlossen worden war, ging Pointe Pescade dem jungen Mädchen voran die Galerie entlang, der Mauer des Patios folgend.

Es konnte elfundeinhalb Uhr Nachts sein. Etwas Helligkeit schimmerte noch durch die Oeffnungen der Skifa. Pointe Pescade vermied es daher, an diesem Saale vorüberzugehen, um in der entgegengesetzten Ecke den Gang zu erreichen, der sie auf den vordersten Hof des Hauses bringen mußte.

Beide durchschritten den Gang bis zu seinem Ende. Sie hatten bis zur Thür des Minarets nur noch einige Schritte zurückzulegen, als Pointe Pescade plötzlich stillstand und Sarah zurückhielt, deren Hand nicht aus der seinigen gekommen war.

Drei Männer wandelten auf diesem Hofe um das Bassin. Der Eine derselben – es war Sidi Hazam – ertheilte den beiden Anderen

soeben einen Befehl. Sofort verschwanden Beide auf der Treppe des Minarets, während der Moyaddem in eines der Zimmer des Erdgeschosses zurückkehrte. Pointe Pescade begriff, daß Sidi Hazam es sich angelegen sein ließ, die Ausgänge seiner Behausung überwachen zu lassen. Wenn er mit dem jungen Mädchen auf der Terrasse erscheinen würde, war sie gewiß schon besetzt und bewacht.

»Es muß trotzdem gewagt werden, sagte Pointe Pescade.

– Ja ... Alles!« antwortete Sarah.

Beide durchschritten die Galerie und erreichten die Treppe, die sie mit äußerster Vorsicht hinaufstiegen. Als Pointe Pescade auf der obersten Sprosse angelangt war, blieb er stehen.

Kein Geräusch, nicht einmal der Schritt einer Schildwache war auf der Terrasse hörbar.

Pointe Pescade öffnete leise die Thür und von Sarah gefolgt, glitt er längs der Zinnen dahin.

Plötzlich wurde von der Höhe des Minarets seitens eines dort postirten Wächters ein Schrei ausgestoßen. Im selben Augenblick sprang ein zweiter auf Pointe Pescade, während Namir auf die Terrasse stürzte und das Personal Sidi Hazam's durch die inneren Höfe der Behausung strömte.

Sollte sich Sarah ergreifen lassen? Nein ... Wurde sie von ihm ergriffen, so war sie verloren ... Hundertmal zog sie den Tod vor.

Das muthige Mädchen empfahl ihre Seele Gott, stürzte auf die Brustwehr und sich ohne Zögern in die Tiefe hinunter.

Pointe Pescade war es nicht möglich, den Sturz zu verhindern; es gelang ihm aber, sich den Mann abzuschütteln, der ihn gepackt hatte, den Strick zu fassen und sich blitzschnell herunterzulassen; in einer Secunde stand er am Fuße der Mauer.

»Sarah! ... Sarah! rief er.

– Hier ist das Fräulein! antwortete eine ihm sehr bekannte Stimme. Sie hat sich nichts gethan ... Ich war zur Stelle, um sie ...«

Ein Wuthschrei, dem ein dumpfer Aufschlag folgte, schnitt Kap Matifu das Wort ab.

Namir hatte in einem Anfälle von Wildheit die Beute nicht fahren lassen wollen, die ihr zu entschlüpfen drohte; sie zerschmetterte ihr Gehirn am Boden. Sarah hätte vielleicht dasselbe Schicksal gedroht, wenn nicht zwei kräftige Arme sie vor dem fürchterlichen Sturze bewahrt haben würden.

Doctor Antekirtt, Peter und Luigi hatten sich Kap Matifu und Pointe Pescade, die dem Ufer zu flohen, angeschlossen. Sarah wog, obgleich sie ohnmächtig war, so gut wie nichts in den Armen ihres Retters.

Einige Augenblicke später trat Sarcany mit einer Handvoll wohlbewaffneter Leute die Verfolgung der Flüchtlinge an.

Als diese Schaar am Rande der kleinen Bai ankam, auf welcher der »Electric« geankert hatte, befand sich der Doctor mit seinen Genossen schon an Bord; einige Drehungen der Schraube des Schiffes brachten dasselbe bald aus dem Bereiche jeglicher Gefahr.

Sarah, die mit dem Doctor und Peter allein geblieben war, kam bald wieder zu sich. Sie erfuhr jetzt, daß sie die Tochter des Grafen Mathias Sandorf wäre, daß sie in den Armen ihres Vaters läge.

IV. Antekirtta.

Fünfehn Stunden nach Verlassen des tripolitanischen Gestades wurde der »Electric 2« von den Küstenwachen Antekirtta's avisirt; am Nachmittage drehte er im Hafen bei.

Man begreift unschwer, welcher Empfang dem Doctor und seinen Getreuen bereitet wurde.

Obwohl Sarah sich außer dem Bereiche jeglicher Gefahr befand, wurde dennoch beschlossen, daß man ein unverbrüchliches Schweigen über die Bande beobachten wollte, welche sie mit dem Doctor Antekirtt verbanden.

Graf Mathias Sandorf wollte bis zum vollständigen Gelingen seines Werkes unerkant bleiben. Doch es genügte, daß Peter, der sein Sohn geworden war, öffentlich mit Sarah Sandorf verlobt wurde, um eine allgemeine Freude, rührende

Kundgebungen sowohl im Stadthause als in der ganzen Stadt Artenak hervorzurufen.

Man möge auch nachfühlen, was Frau Bathory empfand, als ihr Sarah nach so vielen Prüfungen zurückgegeben wurde. Das junge Mädchen erholte sich schnell; einige wenige Tage des Glückes stellten sie bald wieder her.

Pointe Pescade hatte sein Leben für sie gewagt, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Da er das ganz natürlich fand, so war jede Möglichkeit, ihm in anderer Weise als in Worten Dank abzustatten, ausgeschlossen. Peter hatte ihn an sein Herz gezogen und der Doctor Antekirtt ihn mit so liebevollen Blicken angesehen, daß er nichts weiter hören wollte. Er schob übrigens, seiner Gewohnheit gemäß, das ganze Verdienst bei dem Unternehmen Kap Matifu zu.

»Ihm muß man danken, sagte er wiederholt. Er hat Alles gethan. Wenn mein Kap nicht so große Geschicklichkeit beim Balanciren

der Ruthe gezeigt hätte, würde ich nie mit einem Satze in das Haus dieses Schurken Sidi Hazam geflogen sein, und Sarah Sandorf hätte sich bei ihrem Sturze das Leben genommen, wenn mein Kap sie nicht in seinen Armen aufgefangen haben würde.

– Bitte ... bitte ..., sagte Kap Matifu darauf. Du gehst etwas zu weit, und Deine Idee von ...

– Schweige doch, Kap, nahm dann Pointe Pescade wieder das Wort. Teufel auch! Ich bin nicht stark genug, um Complimente dieses Kalibers auszuhalten, während Du ... Komm, wir wollen unseren Garten pflegen!«

Und Kap Matifu schwieg; er kehrte in sein niedliches Landhaus zurück und schließlich nahm er die Glückwünsche an, die man ihm aufzwang, »um dem kleinen Pescade nicht ungehorsam zu sein«.

Es wurde beschlossen, daß die Hochzeit Sarah's und Peter's in kurzer Frist, bereits

am 9. December gefeiert werden sollte. Peter, als Gatte Sarah's, sollte dann die Anerkennung ihrer Rechte betreiben, um die Erbschaft des Grafen Sandorf antreten zu können. Der Brief Frau Toronthal's konnte über die Abstammung des jungen Mädchens keinen Zweifel aufkommen lassen und wenn es nöthig sein sollte, würde der Bankier eine formelle Erklärung abgeben müssen. Zweifellos sollte die Constatirung deshalb erst in der genannten Frist erfolgen, weil Sarah noch nicht das Alter zur Geltendmachung ihrer Rechte erreicht hatte. Erst sechs Wochen später wurde sie achtzehn Jahre alt.

Ueber das Schicksal des Spaniers Carpena und des Bankiers Silas Toronthal sollte endgiltig erst nach Einlieferung Sarcany's in die Kasematten von Antekirtta beschlossen werden. Alsdann sollte das Werk der Gerechtigkeit sein Ende erreichen.

Doch zu derselben Zeit, in welcher der Doctor die Mittel überlegte, die ihn an das

letzte Ziel bringen mußten, sah er sich ganz nachdrücklich darauf verwiesen, über den wirksamsten Schutz seiner kleinen Kolonie nachzudenken. Seine Agenten in Tripolis und auf der Cyrrhenäischen Halbinsel benachrichtigten ihn, daß die senusistische Bewegung einen immer stärker werdenden Umfang annähme, und zwar namentlich in Ben-Ghazi, das der Insel zunächst gelegen ist. Geheime Couriere stellten zwischen Dscherhbub, »diesem neuen Pol der Welt des Islams«, wie Herr Duveyrier dieses metropolitanische Mekka genannt hat, woselbst der gegenwärtige Großmeister des Ordens, Sidi Mohammed El-Mahdi residirte, und den Führern zweiten Ranges in allen Provinzen eine regelmäßige Verbindung her. Da die Senusisten in Wahrheit nichts weiter als würdige Nachkommen der einstigen berberischen Piraten sind, und da sie jedem Europäer einen tödtlichen Haß entgegenbringen, so mußte der Doctor allerdings sehr auf seiner Hut sein.

Den Senusisten und Niemandem sonst müssen die seit zwanzig Jahren in Afrika verübten Greuelthaten und Massenmorde zur Last gelegt werden. Man hat umkommen sehen: Bourman in Kanem im Jahre 1863, Von der Decken und seine Gefährten auf dem Flusse Djuba 1865, Fräulein Alexine Tinné und die ihrigen 1865 in Uahdi-Abedjuhsch, Dournaux Duperré und Joubert 1874 nahe dem Brunnen von In-Azhar, die ehrwürdigen Väter Paulmier, Bouchard und Ménoret jenseits von In-Cahlah 1876, die Geistlichen Richard, Morat und Pouplard der Mission von Ghadames im Norden von Azdjer, Oberst Flatters, die Hauptleute Masson und de Dianou, den Doctor Guiard, die Ingenieure Beringer und Roche auf der Straße von Marglah im Jahre 1881 – die blutdürstigen Bundesgenossen übersetzten eben die Lehren der Senusisten ins Praktische zum Nachtheile der kühnen Forschungsreisenden.

Ueber diesen Gegenstand unterhielt sich der Doctor oft mit Peter Bathory, Luigi

Ferrato, den Kapitänen seiner Flotte, den Führern der Miliz und den Würdenträgern der Kolonie. Würde Antekirtta einem Angriffe der Seeräuber widerstehen können? Ja, zweifellos, obwohl das Ganze der Vertheidigungsanlagen noch nicht beendet worden war und unter der Voraussetzung, daß die Zahl der Angreifer nicht eine zu riesige sein würde. Hatten andererseits die Senusisten einen so großen Vorthail davon, wenn sie sich der Insel bemächtigten konnten? Ja, sie beherrschte den ganzen Golf der Sidra, den die Küsten der Cyrrhenäischen Halbinsel und von Tripolis bilden.

Man wird nicht vergessen haben, daß südöstlich von Antekirtta, in einer Entfernung von zwei Meilen, das Eiland Kencraf aus dem Wasser aufstieg. Dieses Eiland, das man nicht mehr hatte befestigen können, bildete eine Gefahr für den Fall, daß eine feindliche Flotte dasselbe zur Basis ihrer Operationen nehmen würde. Der Doctor hatte deshalb die Vorsicht gebraucht, es unterminiren zu lassen. Ein

furchtbares Zerstörungsmittel füllte jetzt die in die Felsen eingelassenen Flatterminen.

Ein elektrischer Funke, durch den unterseeischen Draht, der Antekirtta mit dem Eiland verband, gesandt, war ausreichend, um Kencraf mit Allem, was sich auf ihm befand, zu vernichten.

Hinsichtlich der sonstigen Vertheidigungsmittel der Insel war Folgendes gethan worden. Die in Gebrauchszustand versetzten Küstenbatterien erwarteten nur noch die abzubeordernden Bedienungsmannschaften der Miliz. Das kleine Fort der Centralstelle war vollständig bereit, aus seinen weittragenden Geschützen das Feuer zu eröffnen. Zahlreiche, in die Durchfahrt versenkte Torpedos vertheidigten den Eingang zum kleinen Hafen. Der »Ferrato« und die drei »Electrics« waren für jedes Ereigniß gerüstet, sei es, um den Angriff zu erwarten oder um eine angreifende Flotte zu durchbrechen.

Einen wunden Punkt jedoch bot die Insel auf ihrer südwestlichen Küste. Auf diesem Theile des Ufers, den das Feuer der Strandbatterie und des Forts nicht bestreichen konnte, war eine Landung möglich.

Dort lag die Gefahr und vielleicht war es bereits zu spät, auch an dieser Stelle umfassende Vertheidigungsarbeiten vorzunehmen.

War es nun auch schon ganz gewiß, daß die Senusisten die Absicht hatten, Antekirtta anzugreifen? Es war das im Grunde genommen keine so leichte Unternehmung, sondern eine gefahrvolle Expedition, die viel Aufwand an Material forderte. Luigi zweifelte noch daran. Er ließ eine daraufhin zielende Bemerkung eines Tages fallen, als der Doctor, Peter und er die Befestigungen der Insel inspicierten.

»Ich bin anderer Ansicht, gab der Doctor zur Antwort. Antekirtta ist reich und beherrscht die Syrten-Gewässer. Diese

Gründe genügen bereits, um die Insel früher oder später einem Angriffe auszusetzen; die Senusisten haben eben ein übergroßes Interesse daran, sich Antekirttas zu bemächtigen.

– Das ist ganz gewiß so, setzte Peter hinzu und gegen diese Eventualität müssen wir gut gerüstet sein.

– Ich fürchte einen nahe bevorstehenden Angriff auch deswegen, nahm der Doctor von Neuem das Wort, weil Sarcany ein Parteigänger der Senusisten ist, ich weiß sogar, daß er stets ihr Agent im Auslande gewesen ist. Denkt daran, Freunde, daß Pointe Pescade im Hause des Moyaddem eine Unterhaltung zwischen Sidi Hazam und ihm belauscht hat. In dieser Unterredung ist der Name Antekirtta mehrfach genannt worden und Sarcany weiß wohl, daß diese Insel dem Doctor Antekirtt gehört, das heißt dem Manne, den er fürchtet, den er durch Zirone auf den Abhängen des Aetna angreifen ließ. Was ihm dort in Sicilien nicht gelang, wird er

jedenfalls hier noch einmal und unter günstigeren Bedingungen versuchen.

– Hat der Mensch einen persönlichen Haß auf Sie, Herr Doctor? fragte Luigi, kennt er Sie?

– Es ist möglich, daß er mich in Ragusa gesehen hat, antwortete dieser. Jedenfalls ist es ihm bekannt, daß ich in jener Stadt Beziehungen zu der Familie Bathory hatte. Ueberdies wurde er an die Existenz Peter's in dem Augenblicke erinnert, als Pointe Pescade aus dem Hause Sidi Hazam's Sarah entführte. Alles das muß sich in seinen Gedanken ineinander gefügt haben. Er kann kaum noch daran zweifeln, daß Peter und Sarah auf Antekirtta ein Asyl gefunden haben. Mehr bedarf es nicht, um gegen uns den vollen Haß der Senusisten zu entflammen, die uns gewiß kein Quartier geben werden, wenn es ihnen gelingt, sich unserer Insel zu bemächtigen.«

Diese Beweisführung war klar genug. Sarcany wußte allerdings noch nicht, daß

Doctor Antekirtt eigentlich Graf Mathias Sandorf sei, das stand fest, wohl aber wußte er mehr als genug, um ihm die Erbin von Schloß Artenak entreißen zu wollen. Man wird also wenig erstaunt sein, zu vernehmen, daß er es war, der den Kalifen angespornt hatte, eine Expedition gegen die Kolonie Antekirtta auszurüsten.

Der 3. December war inzwischen herangekommen, ohne daß Anzeichen eines bevorstehenden Angriffes laut geworden wären.

Die Freude, sich endlich vereinigt zu sehen, wiegte Alle in einen schönen Traum, dem sich der Doctor selbst jedoch nicht hingab. Der Gedanke an die nahe bevorstehende Heirat Peter Bathory's und Sarah Sandorf's erfüllte Aller Herzen und Gemüther. Man versuchte im Hinblick auf dieses freudige Ereigniß sich einzureden, daß die schlechten Tage vorüber wären und nicht mehr wiederkehren würden.

Pointe Pescade und Kap Matifu theilten die allgemeine Sicherheit. Sie freuten sich des Glückes der Anderen und darüber, daß sie im beständigen Hochgenusse aller Dinge leben konnten.

»Es ist nicht zu glauben, wiederholte Pointe Pescade.

– Was ist nicht zu glauben? ... fragte Kap Matifu.

– Daß Du ein behäbiger Rentner geworden bist, mein Kap. Ich muß jetzt ernstlich daran denken, Dich zu verheiraten.

– Mich ... zu verheiraten?

– Ja, mit einer hübschen kleinen Frau.

– Warum mit einer kleinen? ...

– Weil es nicht anders geht! Eine riesige schöne Frau! ... Frau Kap Matifu! ... Das würde Dir so passen, nicht wahr? ... Da müssen wir uns schon eine von den Patagoniern holen!«

In Erwartung der Heirat Kap Matifu's, für den man nöthigen Falles bald eine würdige Genossin würde gefunden haben, beschäftigte sich Pointe Pescade ernsthaft mit der Hochzeit Peter's und Sarah Sandorf's. Mit Bewilligung des Doctors arbeitete er einen Plan zu einem Volksfeste aus, mit Spielen, Gesang und Tänzen, Artilleriesalven, großem Festschmaus unter freiem Himmel, einer den Neuvermählten darzubringenden Serenade, Fackelzug und Feuerwerk. Das war sein Element, hierin stand er seinen Mann. Das sollte herrlich werden! Davon sollte man noch lange stets reden.

All' dieser Jubel sollte schon im Keime erstickt werden!

In der Nacht vom 3. zum 4. December – einer ruhigen, doch von dichten Wolken verdunkelten Nacht – ertönte plötzlich die elektrische Klingel in des Doctors Cabinet im Stadthause.

Es war zehn Uhr Abends.

Der Doctor und Peter verließen in Folge dieses Zeichens sofort den Salon, in welchem sie den Abend mit Frau Bathory und Sarah Sandorf verbracht hatten. Im Cabinet angelangt, sahen sie, daß das Zeichen von dem Beobachtungsposten gegeben worden war, der auf dem Centralkegel Antekirtta's die Wache hatte. Fragen und Antworten wurden sofort auf telephonischem Wege hin- und zurückbefördert.

Die Wache benachrichtigte den Doctor, daß auf Südosten eine Flottille herannahe, deren Umfänge man nur undeutlich in der Finsterniß wahrnehmen könne.

»Der Kriegsrath muß sofort zusammentreten,« sagte der Doctor.

Zehn Minuten später traten der Doctor, Peter, Luigi, die Kapitäne Narsos und Köstrik und die Führer der Miliz zu einer Berathung im Stadthause zusammen. Dort wurde ihnen die Mittheilung von der Beobachtung, welche der Wachtposten

gemacht hatte. Eine Viertelstunde später hatten sich Alle an den Hafen begeben und auf der äußersten Spitze des großen Dammes, auf dem das Leuchtfeuer aufblitzte, Posto gefaßt.

Von diesem nur wenig über dem Niveau des Meeres gelegenen Punkte aus, war es unmöglich die Flottille zu unterscheiden, was der Beobachtungsposten, der auf dem Centralkegel seinen Platz hatte, wohl konnte. Doch durch Erleuchtung des südöstlichen Horizontes mußte es zweifellos zu ermöglichen sein, die Zahl der Schiffe zu unterscheiden und in welcher Weise sie sich näherten.

Wäre es aber nicht zugleich eine Unvorsichtigkeit gewesen, auf diese Weise die Lage der Insel zu verrathen? Der Doctor glaubte es nicht. Wenn das der erwartete Feind war, so fuhr er auch nicht blind darauf los; er kannte genau die Lage von Antekirtta und nichts war im Stande, ihn von seinem Kurse abzubringen.

Die Apparate wurden also in Thätigkeit gesetzt und mit Hilfe der Tragfähigkeit der beiden in die Weite geschleuderten Strahlenbüschel erleuchtete sich plötzlich ein ziemlich großer Kreisabschnitt des Horizontes.

Die Wachen hatten sich nicht getäuscht. Zweihundert Fahrzeuge wenigstens rückten in einer Linie an, Schebecken, Polaken, Trabacolos, Sacoleven und andere Schiffskörper untergeordneterer Gattung. Kein Zweifel, es war die Flotte der Senusisten, die sich die Seeräuber aus allen Häfen der Küste zusammengeholt hatten. Da keine Brise wehte, so nahten sich die Schiffe mit Hilfe der Ruder der Insel. Für diese verhältnißmäßig kurze Ueberfahrt von dem Festlande nach Antekirtta konnten sie sehr gut der Mithilfe des Windes entbehren. Die Ruhe des Meeres mußte ihren Plänen durchaus förderlich sein, denn sie erlaubte ihnen auch eine Landung unter günstigeren Umständen.

Augenblicklich befand sich die Flotte noch vier bis fünf Seemeilen südöstlich vor Antekirtta. Vor Sonnenaufgang kam sie schwerlich dazu anzulegen. Es wäre aber äußerst unklug gewesen, es dahin kommen zu lassen, das heißt zu einem Erzwingen der Hafeneinfahrt oder einer Landung auf der südlichen Küste Antekirttas, die, wie schon gesagt, höchst ungenügend vertheidigt wurde.

Nach dieser ersten Recognoscirung stellten die elektrischen Apparate ihre Thätigkeit wieder ein und der Himmelsraum tauchte wieder in das Dunkel zurück. Man mußte den Anbruch des Tages abwarten.

Auf Befehl des Doctors sammelte sich sofort die Miliz.

Man mußte sich bereit machen, die allerersten der Coups auszuführen, denn davon hing der ganze Ausgang des Unternehmens ab.

Eines stand jetzt fest, daß nämlich die Angreifer nicht mehr darauf rechnen konnten, die Insel zu überraschen, da das Auswerfen des Lichtes es ermöglicht hatte, sowohl ihre Richtung als auch ihre Anzahl zu erkennen.

Während der ferneren Stunden der Nacht ließ man keine Vorsicht aus den Augen. Der Horizont wurde noch zu verschiedenen Malen beleuchtet, dadurch erhielt man noch genauere Kenntniß von der Position der feindlichen Flotte.

Daß die Angreifer in großer Stärke heranrückten, war nunmehr gewiß. Daß sie mit hinlänglichem Material versehen waren, um das Feuer der Strandbatterien auszuhalten, mußte als selbstverständlich angenommen werden. Artillerie war das einzige, was ihnen vielleicht fehlte. Doch durch die Anzahl der Kämpfer, welche der Oberbefehlshaber der Expedition gleichzeitig an mehreren Punkten der Insel landen konnte, machten sich die Senusisten furchtbar.

Endlich erwachte langsam der Tag und die jungen Strahlen der Sonne begannen die tiefer gelegenen Nebelschichten des Horizontes zu zerstreuen.

Aller Blicke richteten sich auf die offene See hinaus, nach Osten und Süden von Antekirtta.

Die Flotte entwickelte sich jetzt so, daß sie eine lange abgerundete Linie bildete, deren eines Ende sich bestrebte, an die Insel heranzukommen. Wenigstens zweihundert Schiffe konnte man jetzt zählen, darunter einige von dreißig und vierzig Tonnen Tragkraft. Sie konnten vielleicht, Alles in Allem gerechnet, fünfzehnhundert bis zweitausend Mann an Bord haben.

Um fünf Uhr befand sich die Flotte in der Höhe des Eilandes Kencraf. Es mußte abgewartet werden, ob die Feinde dort anlegen und festen Fuß fassen würden, ehe sie die Insel selbst angriffen. Wenn sie das thaten, so lagen die Umstände äußerst günstig. Die vom Doctor ausgeführten

Minenarbeiten würden, wenn sie vielleicht auch nicht gleich die ganze Frage zur Entscheidung brachten, dennoch vom Beginn des Gefechtes an eine niederschmetternde Wirkung auf die Senusisten ausüben.

Eine halbe Stunde banger Erwartung verstrich. Man konnte bereits des Glaubens sein, daß die sich nach und nach dem Eilande nähernden Schiffe eine Landung bewerkstelligen würden ... Es wurde aber nichts daraus. Kein Fahrzeug hielt sich dort auf, die feindliche Linie zog sich nach Süden hin mehr in die Länge und ließ das Eiland rechts liegen. Es war nun offenbar, daß Antekirtta direct angegriffen oder besser gesagt noch vor Ablauf einer Stunde umzingelt werden sollte.

»Jetzt bleibt uns nur noch die Vertheidigung,« sagte der Doctor zum Führer der Miliz.

Ein Signal ertönte und die gesammte Besatzung schwärmte vom flachen Lande

in die Stadt hinein, woselbst sich Jeder auf seinen ihm schon vorher bezeichneten Platz begab.

Gemäß der Anordnung des Doctors übernahm Peter den Befehl über den südlichen Theil der Befestigungswerke, Luigi über den östlichen. Die Vertheidiger der Insel – höchstens fünfhundert Milizen – wurden so vertheilt, daß sie, wo immer nur der Feind versuchen sollte, die Umgürtung der Stadt zu nehmen, diesem die Front zukehrten. Der Doctor behielt sich vor, von Punkt zu Punkt dahin zu eilen, wo seine Gegenwart erforderlich sein würde.

Frau Bathory, Sarah Sandorf, Maria Ferrato mußten in dem Stadthause bleiben. Die anderen Frauen sollten, falls die Stadt eingenommen würde, mit den Kindern in die Kasematten flüchten, so war es beschlossen, woselbst sie nichts zu befürchten hatten, wenn selbst die Feinde einige Feldgeschütze aufpflanzten.

Die Frage bezüglich des Eilandes Kencraf war nun – zum Nachtheile der Belagerten – gelöst, es blieb noch die Frage hinsichtlich des Hafens offen. Wenn die Flottille das Bestreben zeigte, die Einfahrt zu erzwingen, so hielten die sich kreuzenden Feuer der Forts auf den beiden Dämmen, die Kanonen des »Ferrato«, die Electric-Torpedoboote, die in die Einfahrt gesenkten Torpedos die Feinde gewiß in Raison. Es war das eine günstige Chance, wenn der Angriff auf dieser Seite erfolgte.

Allein – und es war das nur zu wahrscheinlich – der Führer der Senusisten kannte vollständig die Vertheidigungsmittel von Antekirtta und wußte nur zu gut, wie leicht ihm im Süden der Insel ein Landen gemacht wurde. Ein directer Angriff auf den Hafen kam einer unmittelbaren und vollständigen Vernichtung gleich. Es war daher in der That der Plan entworfen worden, eine Landung auf der Südseite vorzunehmen, welche sich für diese Operation vorzüglich eignete. Daher ließ man die Einfahrt zum Hafen genau so

unbeachtet, wie man das Eiland Kencraf nicht besetzt hatte und die ganze Flottille wendete sich nunmehr mit Hilfe der Ruder dem schwächsten Punkte Antekirtta's zu.

Der Doctor traf, sobald er das Manöver der Feinde durchschaut hatte, die Maßregeln, welche ihm die jetzige Lage der Dinge vorschrieb. Die Kapitäne Köstrik und Narsos bestiegen je eines der Torpedoboote, die bereits mehrere Matrosen borgen und fuhren mit denselben aus dem Hafen hinaus.

Eine Viertelstunde später warfen sich die »Electrics« auf die feindliche Flotte; sie durchbrachen deren Linie, sprengten fünf bis sechs Schiffe in die Luft und bohrten ein Dutzend in den Grund. Die Anzahl der Angreifer war aber eine so beträchtliche, daß die beiden Kapitäne befürchten mußten, ihre Schiffe würden geentert werden, wenn sie nicht schleunigst den Schutz der Hafendämme aufsuchten.

Inzwischen hatte der »Ferrato« Position genommen und begann die Beschießung der Flottille; allein seine Kugeln, welche wirksam durch diejenigen der Batterien secundirt wurden, reichten nicht hin, zu verhindern, daß das Gros der Piraten die Landung versuchte. Obwohl schon eine beträchtliche Anzahl ihren Tod gefunden hatte, obwohl gewiß an zwanzig Fahrzeuge kampfunfähig gemacht worden waren, waren noch immer an tausend Mann da, um die Klippen im Süden zu ersteigen, denen man sich in Folge der Ruhe des Meeres bequem nähern konnte.

Nun sah man auch, daß die Senusisten über Artillerie verfügten. Die größten Schebecken führten auf rollende Laffetten gehobene Feldgeschütze mit sich. Sie konnten sie auf diesem Punkte der Küste ziemlich unbehelligt ans Land bringen, der außerhalb des Bereiches der Kanonen der Stadt und selbst der Geschütze in dem Fort auf dem Centralkegel gelegen war.

Der Doctor, der auf dem vordersten Vorsprunge stand, hatte diese ganze Operation genau verfolgt. Ihr sich widersetzen, wäre unmöglich gewesen, denn er mußte sein relativ schwaches Personal berücksichtigen. Seine Stärke lag im Kampfe hinter Mauern und in diesem Falle war es sehr zweifelhaft, ob die Belagerer, so zahlreich sie waren, den Sieg erringen würden.

Diese hatten zwei Colonnen gebildet, beide führten Geschütze in ihren Reihen. Sie marschirten ohne Deckung zu suchen, mit jener sorglosen Tapferkeit des Arabers, mit jener fanatischen Kühnheit, wie sie nur Todesverachtung, die Hoffnung auf Plünderung und der Haß gegen die Europäer erzeugen kann.

Als sie auf Schußweite nahe gekommen waren, spieen die Batterien ihren Eisenhagel aus. Mehr als hundert stürzten, doch die Anderen wichen nicht zurück. Ihre Feldgeschütze wurden gerichtet, und bald hatten sie in eine Mauerwand Bresche

gelegt, welche eine Ecke des noch nicht fertiggestellten südlichen Mittelwalles bildete.

Ihr Führer, der inmitten der um ihn Fallenden seine Kaltblütigkeit vollständig bewahrte, leitete den Angriff. Sarcany, der neben ihm stand, feuerte ihn an, eine Sturmcolonne von mehreren hundert Mann auf die Bresche zu dirigieren.

Doctor Antekirtt und Peter Bathory erkannten Letzteren von fern. Er erkannte sie ebenfalls.

Eine compacte Masse der Angreifer wälzte sich jetzt auf das Loch in der Mauer zu, welches ihnen Durchlaß gewähren konnte. Wenn es ihnen gelang, durch die Bresche zu dringen, wenn sie die Stadt besetzten, so waren die Belagerten, die zu schwach waren, um Widerstand zu leisten, gezwungen, den Platz zu räumen. Bei dem heißblütigen Temperament der Piraten wäre dem Sieg unmittelbar ein allgemeines Blutbad gefolgt.

Der Kampf, Körper an Körper, wurde auf diesem Punkte furchtbar. Unter den Augen des Doctors, der furchtlos in der Gefahr und wie unverwundbar inmitten des Kugelregens blieb, verrichteten Peter Bathory und seine Gefährten wahre Wunder des Muthes. Pointe Pescade und Kap Matifu unterstützten sie mit einer Kühnheit, die nur durch ihr Geschick, jedem Hiebe aus dem Wege zu gehen, aufgewogen wurde.

Der Hercules, in der einen Hand ein Messer, in der anderen eine Axt, schaffte gewaltig um sich her einen leeren Raum.

»Kräftig, mein Kap, kräftig! ... Schlage sie nieder!« feuerte Pointe Pescade ihn an, dessen flink abgefeuerter und wieder geladener Revolver wie eine kleine Mitrailleuse dazwischen knatterte.

Doch der Feind wich nicht. Nachdem er mehreremale durch die Bresche zurückgedrängt worden war, schien er nun so weit zu sein, dieselbe endgiltig nehmen

und in die Stadt selbst einrücken zu können, als sich in seinen hinteren Reihen plötzlich eine Bewegung bemerkbar machte.

Dem »Ferrato« war es gelungen, in der Entfernung von nur drei Ankerlängen vom Ufer unter geringem Dampf beizudrehen. Von dort aus griff er die Senusisten mit seinen Schiffskanonen, die sämtlich über einen Bord gerichtet waren, mit seinem langen Jagdgeschütz, seinen Hotchkiß-Revolverkanonen und seinen Gatlings-Mitrailleusen, welche die Feinde wie die Sichel das Getreide niedermähten, plötzlich im Rücken an; er schoß sie am Ufer in Grund und Boden und zerstörte und durchlöcherte gleichzeitig ihre Schiffe, die am Fuße der Klippen vor Anker gegangen oder festgebunden worden waren.

Das war ein schmerzlicher und den Senusisten höchst unerwartet kommender Schlag. Sie wurden jetzt nicht nur im Rücken angegriffen, sondern es wurde ihnen auch jedes Fluchtmittel genommen, falls es dem »Ferrato« gelang, mit seinen

Geschossen ihre Fahrzeuge in tausend
Stücke zu schießen.

Die Stürmenden standen deshalb vor der
Bresche still, welche die Miliz hartnäckig
vertheidigt hatte. Schon mehr als
fünfhundert hatten den Tod auf dem Ufer
gefunden, trotzdem war die Anzahl der
Belagerer im Verhältniß noch keine
geringere geworden.

Der Oberbefehlshaber sah ein, daß er
unverzüglich das Meer erreichen mußte,
falls er nicht seine Leute einem gewissen
und vollständigen Untergange weihen
wollte. Vergebens versuchte Sarcany ihn zu
bewegen, die Stadt zu nehmen, der Befehl
zum Rückzuge auf das Meer wurde
gegeben und die Senusisten führten diese
Rückzugsbewegung mit derselben
Gleichgiltigkeit aus, als wenn ihnen
befohlen worden wäre, sich bis auf den
letzten Mann tödten zu lassen.

Es sollte jedoch den Seeräubern noch eine
Lehre verabfolgt werden, die ihnen nie aus

der Erinnerung kommen konnte.

»Vorwärts, Freunde! rief der Doctor,
Vorwärts!«

Unter den Befehlen Peter's und Luigi's warfen sich an hundert Milizen auf die Fliehenden, die dem Ufer zuhasteten. Zwischen die Feuer der Schiffskanonen des »Ferrato« und der Wallgeschütze der Stadt genommen, mußten sie bald weichen. Die Unordnung in ihren Reihen wurde allgemein und man sah sie sich in sieben oder acht Fahrzeuge flüchten, welche die Lagen aus der Breitseite des »Ferrato« verschont hatten.

Peter und Luigi erstrebten mitten im Gewimmel nur eines einzigen Menschen habhaft zu werden, Sarcany's. Sie wollten ihn durchaus lebendig fangen und entkamen nur durch ein Wunder den Revolverschüssen, die der Elende ihnen mehrfach zusandte.

Allein noch einmal schien ihn das Schicksal der Vergeltung entziehen zu wollen.

Sarcany und der Senusistenführer, gefolgt von einem Dutzend Männer, hatten glücklich eine kleine Polake erreicht, deren Anker bereits aufgewunden wurde und die schon manövrierte, um die offene See zu erreichen. Der »Ferrato« war zu weit entfernt, als daß man ihm hätte ein Zeichen geben können, das Schiffchen zu verfolgen; es schien entschlüpfen zu wollen.

In diesem Augenblick sah Kap Matifu ein Feldgeschütz im Sande liegen, dessen Laffette zerschossen war.

Auf das noch geladene Geschütz zustürzen, es mit übermenschlicher Kraft auf ein Felsstück legen, sich gegenstemmen, um es auf seinem Platze an seinen Zapfen festzuhalten, war das Werk eines Augenblickes. Ebenso schnell hatte er mit Donnerstimme gebrüllt: »Hierher, Pointe Pescade, hierher!«

Pointe Pescade folgte sofort dem Rufe Kap Matifu's, er sah, was sein Kap gethan hatte, er begriff und richtete die Kanone, welche von der lebendigen Laffette gestützt wurde, auf die Polake. Dann feuerte er ab.

Das Geschoß traf das Hintertheil des Fahrzeuges und zerschmetterte es ... Der Hercules hatte von dem Zurückweichen des Geschützes kaum einen leisen Ruck abbekommen.

Der Befehlshaber der Senusisten und seine Genossen versanken in den Fluthen, woselbst die Meisten umkamen. Sarcany kämpfte noch mit der Brandung, als Luigi sich bereits flink in das Meer geworfen hatte.

Einen Augenblick später wurde Sarcany von den breiten Händen Kap Matifu's in Empfang genommen, die sich über ihm schlossen.

Der Sieg war ein vollständiger. Von den zweitausend Feinden, welche die Insel

angegriffen hatten, entgingen kaum einige hundert der Vernichtung und erreichten den heimischen Boden.

Man durfte hoffen, daß Antekirtta auf viele Jahre hinaus nicht mehr der Zielpunkt dieser Räuberbande sein würde.

V.Die Vergeltung.

Graf Mathias Sandorf hatte Maria und Luigi Ferrato die Schuld seiner Erkenntlichkeit abgetragen. Frau Bathory, Peter und Sarah waren vereinigt. Auf den Lohn sollte nun noch die Vergeltung folgen.

Während der Tage, die der Niederlage der Senusisten folgten, war das Personal der Insel thätig, Alles wieder in Stand zu setzen. Bis auf einige unbedeutende Wunden waren Peter, Luigi, Pointe Pescade und Kap Matifu – das heißt also alle Diejenigen, welche in intimeren Beziehungen zu den Ereignissen dieses Dramas standen – heil und gesund geblieben. Daß sie sich trotzdem nicht geschont hatten, wußte Jeder. Das war eine Freude, als sie in das Stadthaus zu Sarah Sandorf, Maria Ferrato, Frau Bathory und dem alten Borik zurückkehrten. Nachdem den Gefallenen die letzte Ehre erwiesen worden war, konnte die kleine Kolonie

wieder in das ruhige Geleise ihrer sorgenfreien Existenz zurückkehren, die in Zukunft höchst wahrscheinlich nicht mehr gestört werden wird. Die Niederlage der Senusisten kam einer Vernichtung derselben gleich und Sarcany, der Jene zum Feldzuge gegen Antekirtta aufgereizt hatte, war nicht mehr da, um ihnen Gedanken des Hasses und der Rache einzugeben. Der Doctor verharrete trotzdem bei seiner Absicht, sein Vertheidigungssystem in kürzester Frist zu Ende zu führen. Artenak sollte nicht nur vor jedem Handstreich in Sicherheit gebracht werden, sondern auch auf keinem einzigen Punkte mehr eine Lücke bieten, wo eine Landung möglich war. Man wollte sich auch damit beschäftigen, neue Kolonisten in das Land zu ziehen, denen die Reichthümer des Bodens ein wirkliches Wohlergehen verschaffen mußten.

Jetzt konnte der Verehelichung Peter Bathory's mit Sarah Sandorf nichts mehr im Wege stehen. Die Ceremonie war ursprünglich auf den 19. December

anberaumt gewesen: sie sollte auch an diesem Tage von Statten gehen. Pointe Pescade nahm sein Vergnügungs-Programm von Neuem in Angriff, welches durch den Ueberfall der afrikanischen Piraten unterbrochen worden war.

Ohne Verzug sollte auch über das Schicksal Sarcany's, Silas Toronthal's und Carpena's Beschluß gefaßt werden. Sie waren abgesondert in den Kasematten des Forts untergebracht worden und wußten nicht, daß sie sämmtlich in der Gewalt des Doctors Antekirtt wären.

Am 6. December, zwei Tage nach dem Rückzuge der Senusisten, ließ der Doctor sie in das Stadthaus führen, woselbst er mit Peter und Luigi ihnen entgegentrat.

Hier sahen sich die Gefangenen vor dem Gerichtshofe von Artenak, der aus den höchsten Beamten der Kolonie bestand, unter der Hut einer Abtheilung Milizen zum ersten Male wieder.

Carpena erschien beunruhigt; seine Physiognomie hatte indessen noch nichts von ihrem tückischen Aussehen eingebüßt; er warf nach links und rechts verstohlene Blicke und wagte nicht, seine Augen zu seinen Richtern aufzuschlagen.

Silas Toronthal, sehr niedergeschlagen aussehend, senkte den Kopf und floh instinctiv die Berührung mit seinem einstigen Genossen.

Sarcany hatte nur ein Gefühl – die Wuth, in die Hände dieses Doctors Antekirtt gefallen zu sein.

Luigi stellte sich nunmehr vor die Richter und ergriff das Wort. Er wandte sich an den Spanier.

»Carpena, sagte er, ich bin Luigi Ferrato, der Sohn des Fischers von Rovigno, den Deine Angeberei in das Zuchthaus zu Stein gebracht hat, wo er gestorben ist.«

Carpena hatte sich einen Augenblick abgewendet. Eine Anwandlung von Wuth trieb ihm das Blut in die Augen. Es war also doch Maria gewesen, die er in den Gassen das Manderaggio auf Malta erkannt zu haben glaubte, und ihr Bruder, Luigi Ferrato, war es, der ihn jetzt beschuldigte.

Peter trat nun ebenfalls vor und streckte den Arm gegen den Bankier aus:

»Silas Toronthal, sagte er, ich heiße Peter Bathory und bin der Sohn Stephan Bathory's, desselben ungarischen Patrioten, den Sie im Einverständniß mit Ihrem Mitschuldigen Sarcany feiger Weise der Polizei von Triest angezeigt und dadurch in den Tod getrieben haben.«

Dann zu Sarcany gewendet:

»Ich heiße Peter Bathory, den Sie in einer Straße Ragusa's zu ermorden versuchten. Ich bin der Verlobte Sarah's, der Tochter des Grafen Mathias Sandorf, die Sie vor

fünfzehn Jahren aus dem Schlosse Artenak rauben ließen.«

Silas Toronthal war es zu Muthe, als hätte ihn ein Keulenschlag niedergeschmettert, als er mit einem Male Peter Bathory leibhaftig vor sich stehen sah.

Sarcany hatte die Arme über die Brust gekreuzt und bis auf ein leichtes Zittern seiner Augenlider bewahrte er vollständig seine unverschämte Unbeweglichkeit.

Weder Silas Toronthal noch Sarcany erwiderten etwas. Was hätten sie ihrem Opfer, das aus dem Grabe auferstanden schien, um sie anzuklagen, auch erwidern sollen?

Etwas ganz anderes war es, als Doctor Antekirtt auftauchte und mit ernster Stimme sagte:

»Und ich, ich bin der Freund Ladislaus Zathmar's und Stephan Bathory's, die durch Euren Verrath im Hofe der Festung Pisino

die Füsilade erhielten. Ich bin der Vater Sarah's, die Ihr entführt habt, um Euch ihr Vermögen anzueignen ... Ich bin Graf Mathias Sandorf!«

Die Wirkung dieser Erklärung war, daß die Knie Silas Toronthal's fast den Boden berührten, während Sarcany sich beugte, als wollte er in sich selbst zurückkriechen.

Die drei Angeklagten wurden nun nacheinander verhört. Ihre Verbrechen waren solcher Art, daß sie weder geleugnet werden konnten, noch daß eine Gnade möglich war. Der Vorsitzende des Gerichtshofes erinnerte Sarcany daran, daß der durch sein persönliches Eingreifen veranlaßte Sturm auf die Insel eine große Anzahl Opfer gefordert habe, deren Blut nach Rache schreie. Nachdem er den Gefangenen völlige Freiheit zu ihrer Vertheidigung gewährt hatte, berief er sich auf das Gesetz, und gemäß dem Rechte, welches ihm diese regelrechte Verhandlung verlieh, verkündete er das Urtheil:

»Silas Toronthal, Sarcany, Carpena, Ihr habt den Tod Stephan Bathory's, Ladislaus Zathmar's und Andrea Ferrato's verschuldet. Ihr seid zum Tode verurtheilt!

– Wie Sie befehlen, erwiderte Sarcany, dessen Unverschämtheit wieder die Oberhand gewonnen hatte.

– Gnade!« rief Carpena feige.

Silas Toronthal hatte nicht die Kraft, etwas zu sprechen.

Man brachte die drei Verbrecher in ihre Kasematten zurück, wo sie sorgfältigst bewacht wurden.

Wie sollten diese Elenden hingerichtet werden? Sollten sie in einer Ecke der Insel füsiliert werden. Das hieße Antekirtta mit dem Blute der Verräther beschmutzen. Es wurde daher beschlossen, daß die Hinrichtung auf dem Eilande Kencraf vor sich gehen sollte.

Am selben Abend noch nahm einer der »Electrics«, der mit zehn Matrosen unter dem Befehle Luigi Ferrato's bemannt worden war, die Verurtheilten an Bord und führte sie auf das Eiland, wo sie bis Tagesanbruch auf das Executionspeloton warten sollten.

Sarcany, Silas Toronthal und Carpena mußten annehmen, daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe. Als sie ans Land gesetzt worden waren, ging Sarcany auf Luigi zu und fragte:

»Heute Abend?«

Luigi antwortete nichts. Die drei Verurtheilten wurden allein gelassen und die Nacht brach schon an, als der »Electric« in Antekirtta wieder anlangte.

Die Insel war jetzt von der Gegenwart der Verräther befreit. Von dem Eiland Kencraf zu entfliehen war eine Unmöglichkeit, denn zwanzig Meilen trennten es von dem Festlande.

»Vor morgen Früh hat gewiß schon der Eine den Anderen aufgefressen, sagte Pointe Pescade.

– Puah!« schüttelte sich Kap Matifu vor Abscheu.

Die Nacht verging ungestört; nur im Stadthause konnte man beobachten, daß Graf Mathias Sandorf nicht einen Augenblick Ruhe fand. Er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und verließ es erst wieder um fünf Uhr Morgens; er stieg in die Halle hinunter, wohin Peter Bathory und Luigi Ferrato sogleich bestellt wurden.

Ein Peloton Milizen war bereits im Hofe des Stadthauses aufgestellt; es wartete auf den Befehl, sich nach dem Eilande Kencraf einzuschiffen.

»Peter, Luigi, sagte Graf Sandorf, ist es auch gerecht, daß die Verräther zum Tode verurtheilt worden sind?

– Ja, sie verdienen ihn, antwortete Peter.

– Ja, setzte Luigi hinzu, kein Mitleid mit diesen Schurken!

– Die Gerechtigkeit ist also geübt, möge Gott ihnen die Gnade schenken, welche die Menschen ihnen verweigern mußten ...«

Graf Sandorf hatte kaum geendet, als eine furchtbare Explosion das Stadthaus und die ganze Insel erzittern machte, als hätte sie ein Erdbeben heimgesucht.

Graf Sandorf, Peter und Luigi stürzten ins Freie, während die erschrockene Bevölkerung schleunigst die Häuser von Artenak verließ.

Eine ungeheure Feuer- und Dampfgarbe, untermischt von enormen Felsblöcken und einem Hagel von Steinen, loderte in unermeßlicher Höhe zum Himmel auf. Dann fielen die Massen um die Insel in das Meer zurück, sie peitschten dasselbe zu Wogen auf und eine dicke Wolke blieb in der Luft hängen.

Von dem Eiland Kencraf war nichts übrig geblieben, die drei Verurtheilten waren durch die Explosion in unendlich viele Stückchen zerrissen worden.

Was war geschehen?

Man wird nicht vergessen haben, daß das Eiland für den Fall einer Landung der Senusisten nicht nur unterminirt worden war, sondern daß auch, falls der unterirdische Draht, der das Eiland mit Antekirtta verband, versagte, elektrische Apparate in das Erdreich eingelassen worden waren; es brauchte nur ein Fuß diese zu streifen und alle mit Panclastit gefüllten Flatterminen flogen mit einem Male in die Luft.

Zufällig mußte einer der Verurtheilten einem solchen Apparate zu nahe gekommen sein. Die Folge war die vollständige und sofortige Vernichtung des Eilandes.

»Gott hat uns die Schrecken einer Execution ersparen wollen,« sagte Graf

Mathias Sandorf.

Drei Tage später wurde die Hochzeit Peter Bathory's und Sarah Sandorf's in der Kirche von Artenak gefeiert. Bei dieser Gelegenheit unterschrieb sich Doctor Antekirtt mit seinem wahren Namen Mathias Sandorf. Er brauchte ihn jetzt nicht mehr zu verheimlichen, da Vergeltung geübt war.

Wenige Worte genügen, um unserer Erzählung einen Schluß zu geben.

Nach drei Wochen wurde Sarah Sandorf als Erbin der einbehaltenen Besitzungen des Grafen Sandorf anerkannt. Der Brief der Frau Toronthal, eine vom Bankier erlangte Erklärung – eine Erklärung, welche die Umstände und den Zweck der Entführung des Kindes erläuterte – hatten genügt, die Identität festzustellen. Was von der Besetzung in den Karpathen in Siebenbürgen noch übrig war, fiel ihr zu.

Graf Sandorf hätte jetzt auf Grund einer Amnestie, die inzwischen für sämmtliche politische Verbrecher erlassen worden war, in sein Vaterland und in seinen Besitz zurückkehren können. Wenn er auch öffentlich wieder Mathias Sandorf geworden war, so wollte er doch auch das Oberhaupt seiner großen Familie auf Antekirtta bleiben. Dort sollte sein Leben inmitten derer, die ihn verehrten, seinem Ende zugehen.

Die kleine Kolonie wuchs, Dank der neuen Bemühungen für ihr Wohl, zusehends. Gelehrte und Erfinder, durch den Grafen Sandorf dorthin berufen, brachten dort ihre Entdeckungen zur Ausführung, die ohne seine Rathschläge und das Vermögen, über welches er verfügte, für die Welt verloren gegangen sein würden. Antekirtta wurde bald der wichtigste Punkt des Meeres der Syrten und nach Beendigung seines Vertheidigungssystems war seine Sicherheit eine unverletzliche.

Was soll man noch von Frau Bathory, Maria und Luigi Ferrato, von Peter und Sarah erzählen? So etwas fühlt man besser, als man es ausspricht. Was von Pointe Pescade und Kap Matifu, die zu den angesehensten Kolonisten Antekirttas zählten? Sie bedauerten nur eines, keine Gelegenheit mehr zu haben, sich für den aufzuopfern, dem sie eine solche Existenz verdankten.

Graf Mathias Sandorf hatte sein Unternehmen zu einem glücklichen Ende geführt und wäre die Erinnerung an seine beiden Genossen, Stephan Bathory und Ladislaus Zathmar, nicht gewesen, so würde er vermuthlich ebenso glücklich gewesen sein, als es ein edelmüthiger Mann auf Erden ist, wenn er um sich Glück verbreiten kann.

Man möge weder im ganzen Mittelmeer noch in einem anderen Meere der Erdkugel – nicht einmal in der Gruppe der Fortunat-Inseln – nach einer Insel suchen, deren Glückseligkeit mit derjenigen Antekirttas

rivalisieren könnte ... Es wäre das verlorene Mühe.

Als Kap Matifu im Rausche des Glückes einmal sagen zu müssen glaubte:

»Verdienen wir es denn wirklich, so glücklich zu sein? hatte Pointe Pescade ihm erwidert:

– Nein, mein Kap. Doch was willst Du? ... Man muß, wohl oder übel, sich so etwas gefallen lassen!«

Ende.